

2001

Hans-Walter Scheffler Zahlen lügen nicht / Die städtischen Statistiker und der Oberhausener Strukturwandel	31
Dietrich Behrends Kohlenzüge der Rolandbahn weckten die Gäste der „Reichskrone“ / Hundert Jahre Stadtkreis Oberhausen	39
Heinz Ingensiep Brennstoffzelle und das „Infernum“ / Zehn Jahre Umsicht: Eine Erfolgsstory	47
Reinhard Messing Mitten im Leben / 75 Jahre Caritasverband für die Stadt Oberhausen e.V	55
Helmut Kawohl Das Umsteigen lohnt sich / Oberhausen auf dem Weg zur „fahrradfreundlichen Stadt“	61
Philip Eisenhardt Die Olympischen Ringe vor den Augen / Bogenschütze Christian Stubbe vertrat Oberhausen in Sydney	67
Hajo Berns Streichquartett ohne Stehlampe / Oberhausener Kammerkonzerte im Wandel	73
Christoph Hickmann Sklaven die niemand sah / Auch in Oberhausen mussten Zwangsarbeiter leiden	79
Helmut Stoltenberg „Unge-stör-te“ Aufzucht / Rainer Langwald will das Aussterben des Störs verhindern	87
Heinz Ingensiep Eine ganz besondere Firma / Die Werkstätten der Lebenshilfe	93
Klaus Müller Vom Jungforscher zum „Poljarniki“ / Manuel Klieses Wahlheimat liegt am Nordpol	99
Ralf Bögeholz Schmetternd übers Parkett / Die Sitzballer der BS Oberhausen sind sechsfacher Deutscher Meister	105

Margret Schmidt Gottes Volk hat viele Farben / Sechs evangelische Gemeinden und ihr Engagement für die Nächsten	111
Astrid Knümann Leben retten zu Wasser und in der Luft / Taucherstaffel und Höhenretter bei der Berufsfeuerwehr Oberhausen	117
Gustav Wentz Es ist etwas im Busch im Rothebusch / Der Familienverein SV Adler Osterfeld hat große Pläne	123
Michael Schmitz Klaus der Weise / Der Intendant des Oberhausener Theaters macht bundesweit Furore	127
Margitta Ulbricht O.Vision rollt mit Expo-Eiern an / Auf dem alten Stahlwerksgelände wächst ein Stück Zukunft der Stadt	139
Friedel Kaufhold Der Ball ist und bleibt rund / 220000 sahen Fußballausstellung im Gasometer	145
Michael Schmitz Plädoyers für Toleranz /14 Nationen bei der internationalen Jugendbewegung „Multi 2000“	151
Michael Schmitz Die guten Stuben Europas / Die umgebaute Stadthalle ist wieder eröffnet	159
Friedel Kaufhold Der Erfolg hat einen Namen / New Basket Oberhausen setzt Maßstäbe im deutschen Mädchenbereich	165
Rainer Suhr Ein Stückchen Hoffnung für Afrika / Mit der Aktion Friedensdorf beim 26 .Einsatz in Angola	169
Helmut Kawohl Blick zurück auf 2000 / Oberhausener Schlagzeilen	176
Von „Schalke 05“ bis zum Wetter / Rückblick auf die Reihe „Zu Gast bei der Stadtparkasse Oberhausen“ anlässlich des 100. Vortrages	182

OBERHAUSEN '01



Ein Jahrbuch

TITELBILD

*Erfolgreich abgeschlossen wurde die Neugestaltung des Oberhausener Hauptbahnhofes
und des Bahnhofsvorplatzes.*

In den „Heine-Bau“ (im Hintergrund) ist u. a. das Arbeitsgericht eingezogen.

RÜCKSEITE

Die CentrO.- Promenade, eine Meile des Vergnügens.

HERAUSGEBER

*Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen - Bereich Öffentlichkeitsarbeit -
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtsparkasse*

*© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG

Claus Schneider

FOTOS

*Archiv Dietrich Behrends · Philip Eisenhardt · Frank Elschner
Manfred Ehrich · Ruth Gläser · GHH-Archiv · Werner Joppek · Sabine Knappheide
Privatarchive · Stadtarchiv Oberhausen · Stadt Oberhausen - Jochen Emde
Marco Stepniak · Rainer Suhr · Thomas Thöne · WAZ-Archiv*

GRAFIKEN

Bereich Statistik und Wahlen der Stadt Oberhausen

HERSTELLUNG

*Reproduktionen, Satz und Druck
Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 02 08 / 65 69 70*

Dezember 2000

OBERHAUSENER „Bewe...gungen“

Momentaufnahmen sind es keinesfalls, mit denen der 34-jährige Fotograf Christoph Petras Oberhausen in Szene gesetzt hat. Sein Bilderweg durch Oberhausen verrät eine Liebe zu bestimmten Motiven, die, aus verschiedenen Blickwinkeln belichtet, irgendwie immer etwas mit „Bewegungen“ zu tun haben.

Petras, 1966 in Ilmenau geboren, absolvierte nach dem Schulabschluss zunächst eine Tischlerlehre, arbeitete bis 1989 auch als Tischler in Halle. Von 1989 bis 1999 war er Theaterfotograf am Neuen Theater Halle, studierte dann bis 1999 Fotografie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig bei Prof. Timm Rautert. 1996 war er Austauschstudent an der Glasgow School of Art, 1999 schloss er sein Studium in Leipzig mit der Note „sehr gut“ ab. Er wurde Meisterschüler bei Prof. Timm Rautert, arbeitet seither als selbstständiger Fotograf. 1996 schon gestaltete er mit Studenten der Leipziger Hochschule das Buchprojekt FSB Brakel, 1998 inszenierte er für die Landesentwicklungsgesellschaft Nordrhein-Westfalen, 1999-2000 für die Preussag und die EXPO GmbH „Hannover auf dem Weg zur EXPO“. Oberhausener „Bewegungen“ sind sein erstes Projekt in unserer Stadt.



Oberhausen Hauptbahnhof, bitte Aussteigen, der Zug endet hier.



Willkommen auf dem Bahnhofsvorplatz, leider ohne Hotel...



...weiterfahren mit dem Bus, das Surfbrett schützt vor Regen.



Eine beliebte Nachrichtenbörse im Schoße des Bert-Brecht-Hauses...



...von dort aus weist Plastisches aus dem Material der Industriegeschichte die Wege.



Alteingesessene Handelshäuser haben auch stürmischen Zeiten in der Innenstadt getrotzt...



...deren unterer Teil den Blick freigibt auf die Weite des Oberhausener Westens.



Ein Standort, zwei Perspektiven: Hier die lange Sicht auf die Marktstraße...



...und hier die typische Architektur in der City.



Ein Sprung über den Kanal, Kreuzungspunkt der Fußgängerzonen in Sterkrade...



...mit dem Center Point als markantem städtebaulichen Akzent.



Ort der Besinnung: Die alte Ruhr als Grenzfluss im Städtedreieck Oberhausen/Mülheim/Duisburg...



...läßt auch den Hunden noch freien Lauf.



Idylle im Wandel: Das Technologiezentrum Umweltschutz...



...bezieht Stellung am Fuße der Zeugen unserer Montan-Historie.



Kunst am Hauptbahnhof begleitet den historischen Weg westwärts...



...Kunst am Centro glänzt als preisgekröntes Exponat der Zukunft.



Vom Fahrstuhl runter zum Shopping von Heute...



...öffnet sich das Auge auf Gestern und Morgen.



Herauspaziert, der Einkaufsbummel hat sich gelohnt...



...hereinspaziert, der Einkaufsbummel wird sich lohnen.



Oberhausen im Morgendunst mit den ehrwürdigen Türmen von St. Marien...



... und dem Gasometer am fernen Horizont, ein neuer Tag kommt in Bewegung.



„Heißes Pflaster“ Oberhausen: Die Verkehrsprobleme haben sich aus der Sicht der Bürger deutlich verschärft

STADTENTWICKLUNG

Zahlen lügen nicht

*Die städtischen Statistiker
und der Oberhausener
Strukturwandel*

VON HANS-WALTER SCHEFFLER

„Zahlen lügen nicht, die sind immer richtig.“ Davon ist Dr. Ernst-Joachim Richter überzeugt. Der 59-Jährige ist Leiter des Bereichs Statistik und Wahlen der Stadtverwaltung. Mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern arbeitet er eher unauffällig und bescheiden direkt gegenüber dem Rathaus auf der Schwarzstraße.

Schlagzeilen produziert diese städtische Dienststelle selten, aber Richter weiß um ihre Bedeutung: „Wir sehen den Strukturwandel.“ Auf die Einlassung des Besuchers, mit Statistiken könne man am Ende noch immer alles beweisen oder widerlegen, sagt er: „Ist das nicht letztlich so wie mit dem Glas, das die einen halb voll und die anderen halb leer sehen?“ Richter und sein Team wollen die Stadt natürlich positiv begleiten. Wie schrieb doch der Prophet Jeremia: „Suchet der Stadt Bestes.“



Begleiten still, aber wirkungsvoll die Stadtentwicklung: Dr. Ernst-Joachim Richter und Fachbereichsleiterin Ulrike Schönfeld-Nastoll

Es war 1991, als Wilfried Kruse und Rainer Lichte von der Sozialforschungsstelle Dortmund, zwei Jahre nach ihrer Studie zum Thema „Arbeiten und Leben in Oberhausen“, resümierten: „Aus unserer Sicht muss die Frage noch einmal gestellt werden, ob der Umbau Oberhausens nicht doch noch stärker zur direkten Sache der Bewohner gemacht werden kann: ob sich Politik nicht doch noch weiter öffnen muss; gerade auch angesichts der veränderten Lebenskonzepte der Jüngeren, für die, auch wenn sie aus Familien mit politischer oder gewerkschaftlicher Tradition kommen, Engagement nicht selbstverständlich ist.“

Nach vielen Interviews mit Thyssen-Beschäftigten und ihren Familien bilanzierten die Sozialforscher: „Konkretisierbare Erfahrungen mit oder Beziehungen zu der Gesamtstadt existieren kaum. In den meisten Gesprächen bleibt eigentümlich abstrakt und punktuell, was Stadt sein kann oder sollte. Vorstellungen zur Stadtpolitik werden, wenn überhaupt, zur Stadtteilentwicklung angedeutet. Wichtig sind nahe gelegene Geschäfte und Chancen zum Spielen für die Kinder, ebenso das Schwimmbad und die Eckkneipe zum

Skatspiel Sonntag Morgens. Und die Wünsche richten sich auf Konkretes, etwa ein Sportzentrum und Spielgelegenheiten für Kinder. Meist erst im Konfliktfall gerät dann doch die Stadt (-politik und -verwaltung) in den Blick. Dabei wird die Stadt sehr schnell auf die Stadtverwaltung und ihre einzelnen Ämter reduziert; durchaus mit einem großzügigen Bogen: Das Arbeitsamt etwa wird schlicht der Stadtverwaltung zugerechnet.“

Erfahrungen, die Jochen Richter und seine Fachbereichsleiterin Statistik, Ulrike Schönfeld-Nastoll, bestätigen: „Die Heimatverbundenheit spielt in Oberhausen eine besondere Rolle. Man wohnt noch nicht einmal in einem Stadtteil, sondern z.B. in Rothebusch.“ Beim Blick zurück auf das letzte Jahrzehnt Stadtgeschichte kann nicht übersehen werden, dass wichtige Ereignisse und Beschlüsse ohne breite Mitwirkung der Bevölkerung über die Bühne gingen. Den Fortgang von Kohle und Stahl konnte die Öffentlich-



Jung und Alt in der Stadt: Jeder ist bekanntlich so alt, wie er sich fühlt. Gleichwohl bereitet die Altersstruktur Sorgen

keit nicht beeinflussen, aber auch die Diskussionen um das gescheiterte kanadische Triple Five-Projekt, die Neue Mitte, die Sondermüllverbrennungsanlage, die Schließung des Musiktheaters und den Fortbestand des Gasometers verliefen überwiegend in kleinen Zirkeln. Nur in Einzelfällen wie bei dem Versuch der Stadtväter, das „schräge O.“ als Oberhausener Erkennungszeichen abzuschaffen, begehrten die Bürger auf.

Noch herrschte Lethargie vor an der Klagemauer, aber bei den politisch Verantwortlichen wuchs die Erkenntnis, dass die Bürger beim sich rasant abzeichnenden Strukturwandel „mitgenommen“ werden mussten – dazu musste man aber zunächst einmal mehr über ihr „Seelenleben“ wissen. So erscheint es in der Rückschau mehr als plausibel, dass die Stadtverwaltung seit 1989 jährlich eine Bürgerbefragung durchführt, was es in dieser kontinuierlichen Form nur in 20 deutschen Großstädten gibt.

Ulrike Schönfeld-Nastoll zu dem mittlerweile be-

währten Verfahren: „Per Stichprobe werden aus der Einwohnerdatei 2000 Adressen gezogen, die Rücklaufquote beträgt 50 Prozent.“ 40 Interviewer sind dann in städtischem Auftrag „vor Ort“ unterwegs. So geschehen auch im Herbst 2000, wobei die Bandbreite der Fragen ständig aktualisiert und erweitert wird. So zählten zu den Fragen anno 2000 auch diese: „Wann waren Sie zuletzt in Alt-Oberhausen, um auf der Marktstraße einzukaufen oder zu bummeln? Gibt es Ihrer Meinung nach Dinge in der Innenstadt von Alt-Oberhausen, die verbessert werden könnten? Wie sicher fühlen Sie sich in Ihrer Wohngegend? Gibt es in Oberhausen Straßen und Plätze, auf denen Sie Angst haben, dass Ihnen etwas passieren könnte? Hat sich seit der Netzumstellung und der Einführung der Straßenbahn im Juni 1996 das Leistungsangebot der STOAG verändert? Fahren Sie jetzt häufiger, ge-

nauso oft oder weniger Bus und Straßenbahn? In unserer Gesellschaft ist zu beobachten, dass sich immer mehr Menschen von der Kirche abwenden. Halten Sie diese Entwicklung für gut oder schlecht?“

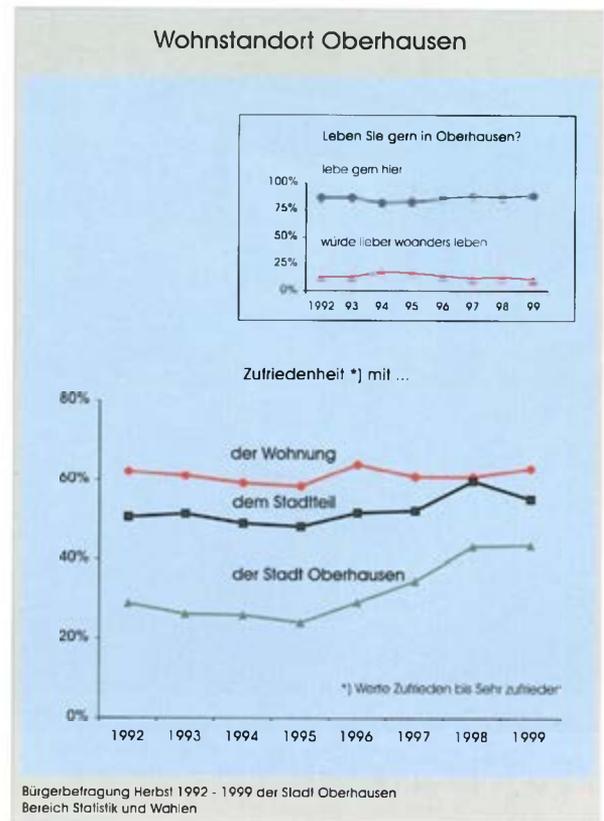
Jochen Richter über ein Jahrzehnt Erfahrung mit dieser herbstlichen Bürgerbefragung: „Den Weg Oberhausens von der grauen Maus zur weltoffenen Stadt können wir anhand unserer Daten gut nachvollziehen. Nach 1996 kam der große Umschwung.“ „Was sind Ihrer Meinung nach zurzeit in Oberhausen die größten Probleme?“ Die Ergebnisse dieser Jahr für Jahr gestellten Frage machten einerseits sehr gut deutlich, dass bestimmte Problembereiche schon fast zu „Dauerbrennern“ unter der Bevölkerung geworden sind und andere im Laufe der Zeit an Brisanz verloren haben: „So verwundert es nicht, dass bei der wirtschaftlichen Situation in Oberhausen in all den Jahren die Arbeitslosigkeit das Sorgenkind Nr. 1 ist. Den 2. Rangplatz in dieser Hitliste nimmt die Verkehrssituation in Oberhausen ein. Die Verkehrsprobleme haben sich aus Bürgersicht in den vergangenen fünf Jahren verschärft und verweisen das Problem der Arbeitslosigkeit 1996 sogar kurzfristig auf den 2. Platz. Über

die Verkehrssituation in der Stadt beklagen sich vor allen Dingen die Alt-Oberhausener. Weniger stark ausgeprägt ist die Wahrnehmung dieses Problems bei den jüngeren und älteren Bürgerinnen und Bürgern. Hier sind es vornehmlich die aktiven Verkehrsteilnehmer/innen im Alter zwischen 35 und 59 Jahren, die täglich bei Fahrten zur Arbeit und bei der Erledigung von Besorgungen durch die Innenstadt fahren wollen. Angst vor zunehmender Kriminalität findet sich vor allen Dingen bei älteren Befragten und, als ganz neues Phänomen, bei den 18- bis 25-Jährigen.“

Die Verkehrssituation war im Herbst 2000 Anlass für eine zweite Sonderbefragung der Stadtverwaltung, die u. a. wissen wollte: „Wie viele Minuten benötigen Sie im Durchschnitt, ehe Sie einen Parkplatz gefunden haben? Müssen Sie bei Ihrer täglich notwendigen Fahrt zur Arbeit regelmäßig Verkehrsbehinderungen bzw. Engpässe in Kauf nehmen?“ Auch die Ergebnisse dieser Umfrage sollen im Frühjahr 2001 vorliegen.

Wie sich das Stimmungsbild in der Stadt veränderte, können die Statistiker auch am so genannten „Eigenschaftsprofil“ nachweisen: „Anhand 17 unterschiedlicher Eigenschaften von aktiv und fortschrittlich, über traditionsverbunden und ehrlich bis langweilig und spießig sollten die Bürger/innen ihre Stadt beschreiben. Für jede Kategorie konnte ein Grad der Zustimmung vergeben werden: 1 = stimme nicht zu, 5 = stimme voll zu.“ Das Ergebnis: „Während noch 1990 bei den Oberhausener/innen vorzugsweise die negativen Beschreibungsmuster einen hohen Grad an Zustimmung aufwiesen und Oberhausen eher Eigenschaften wie langweilig, schmutzig oder farblos zugeschrieben wurden, hat sich das Bild im Herbst 1997 zum Positiven gewendet. Hier werden die positiven Eigenschaften deutlich stärker gewichtet. Bemerkenswert ist, dass sich die Kurven genau an der Stelle schneiden, an der die Beschreibungsmerkmale von eher positiven Eigenschaften zu tendenziell negativen Eigenschaften der Stadt wechseln.“

Zu den Auftraggebern des Bereichs Statistik und Wahlen zählen vor allem der Stadtkämmerer und die Beigeordneten, wenn es etwa um den Wohnungsmarkt oder Kindergärten geht. Nicht nur das Statistische Jahrbuch, auch die Einzeluntersuchungen können interessierte Bürger/innen, sofern sie noch nicht

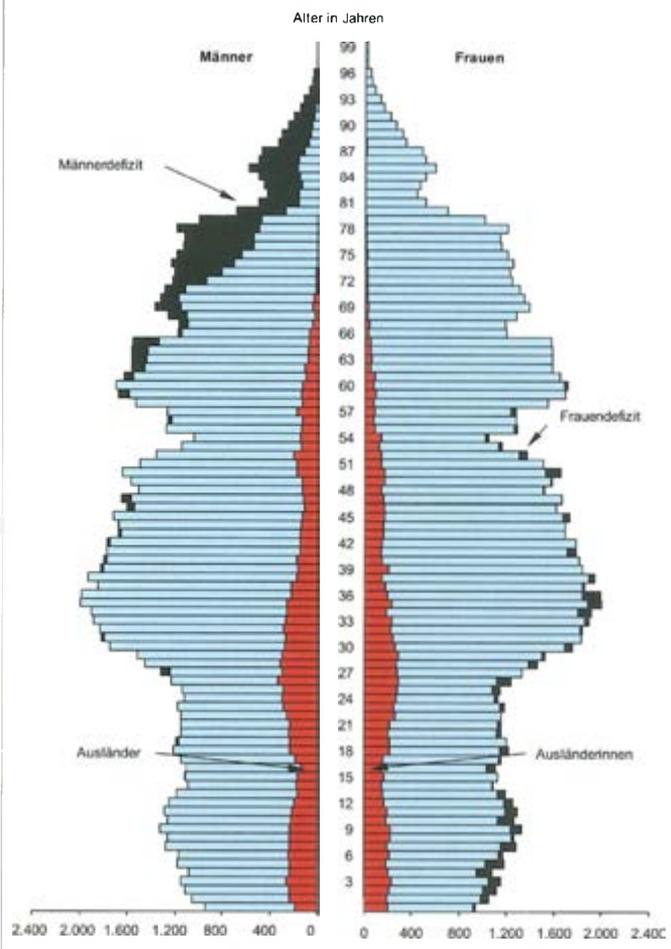


Die „Zufriedenheitskurve“ am Wohnstandort Oberhausen: Viele fühlen sich wohl hier

vergriffen sind, erhalten. Zu den „Klassikern“ zählt dabei der „Bevölkerungsbericht“. Heute wagt Jochen Richter die Prognose: „Die letzte Voraussage von 1995 muss wohl nach unten korrigiert werden. Der Bevölkerungsrückgang in Oberhausen wird stärker sein, von derzeit knapp 222.000 wohl auf 210.000 Einwohner im Jahre 2010. Die Kinderzahl geht weiter zurück, ein Viertel aller Geburten gibt es bei ausländischen Müttern. Es wird immer weniger deutsche Bürger in Oberhausen geben.“ Diesen Prozess könne die Kommunalpolitik durch geeignete Maßnahmen abfedern: „Zum Beispiel mit einem attraktiven Wohnungsbau und dem Vorhalten von Eigenheimflächen.“

Nicht alle Zahlen, die die städtischen Statistiker auf den öffentlichen Markt bringen, sind unumstrit-

Altersstruktur in Oberhausen am 31.12.1999



Die Altersstruktur in Oberhausen : Es gibt zu wenig „Nachwuchs“ in der Stadt

ten. Manchmal beleben sie auch brisante aktuelle Diskussionen wie im Herbst 2000, als Jürgen Voß seine Untersuchung über „Zuwanderung in Oberhausen 1850 bis 2000“ vorlegte und zu dem Schluss gelangte: „Die Bestimmung des Stellenwerts von Zuwanderung für die Stadt Oberhausen ist verblüffend einfach: Ohne Zuwanderung gäbe es die Stadt Oberhausen gar nicht; ihr alleine verdankt sie ihre Entstehung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.“

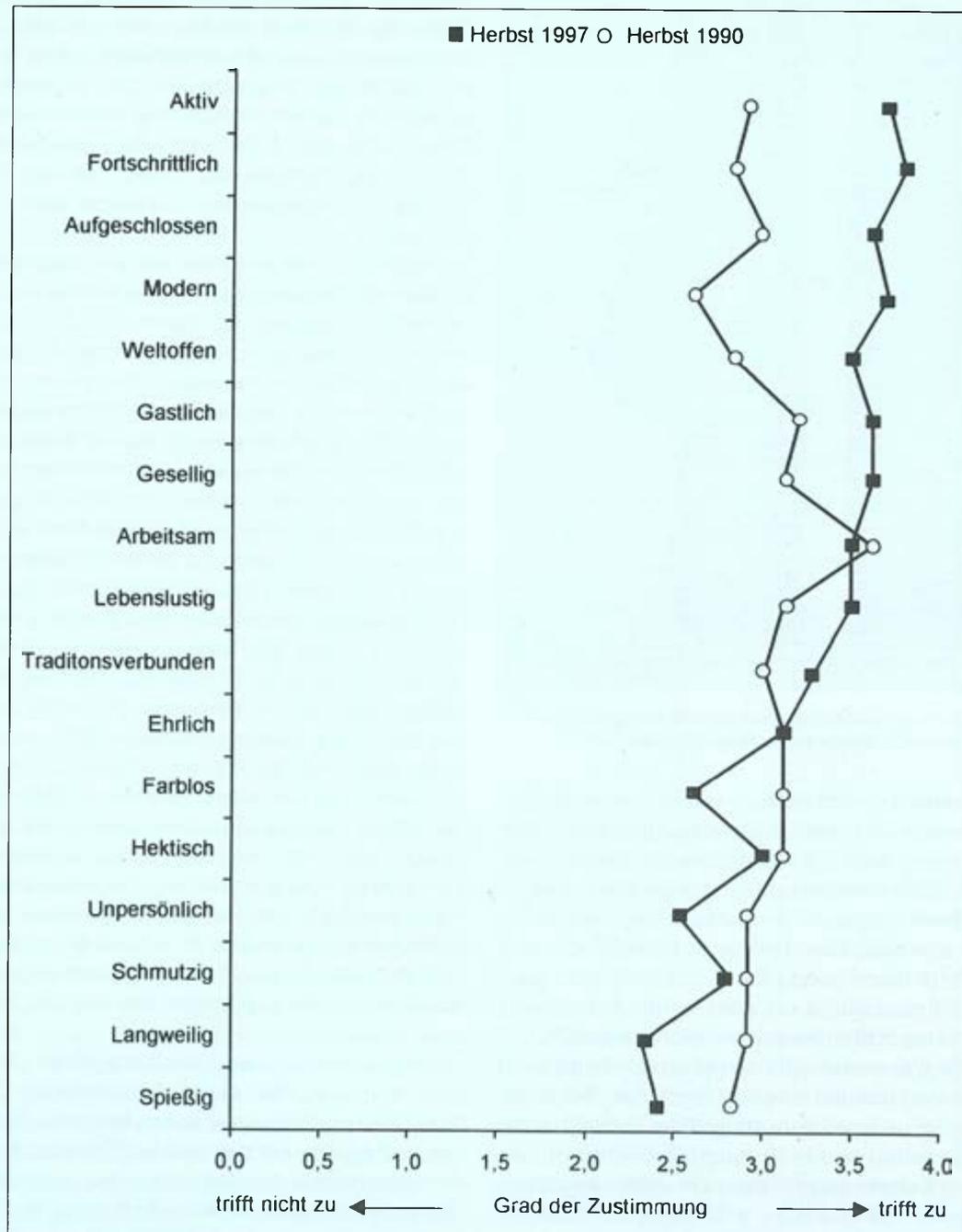
Dazu hieß es weiter: „Der Bedarf an Arbeitsplätzen konnte zwar zunächst aus den ländlichen Gebieten der näheren und weiteren Umgebung gedeckt werden. Aber schon um 1870 mussten Werber in die deutschen Ostgebiete und nach Österreich entsandt werden, um Arbeitskräfte anzuwerben. Masuren, Schlesier, Polen, Böhmen, Ungarn, Steiermärker, Kroaten, Slowenen und Holländer kamen ins Ruhrgebiet

und wurden zum größten Teil sesshaft. Wenn man abends durch die Straßen ging, hörte man die Mundarten der verschiedensten Gegenden Deutschlands. Damit mischten sich polnische, tschechische, italienische und holländische Sprachklänge. Das gesamte Ruhrgebiet und erst recht die 1862 gegründete Gemeinde Oberhausen wirkten wie ‚ein Schwamm, der Wasser aufsaugt‘.“ Von dieser Arbeit erhoffte sich der Erste Beigeordnete Bernhard Elsemann eine Versachlichung der bundesweiten Diskussion über eine Zuwanderung.

Im Herbst 2000 „erschreckten“ die städtischen Statistiker die Oberhausener Öffentlichkeit mit einem besonders bürgernahen Thema: „Früher war alles besser! Die Mädels und Buben waren sitzamer, die Musik melodischer, die Schulkinder gehorsamer, die Straßen sauberer – und nicht zuletzt: Die Sommer waren schöner und wärmer. Man lag den ganzen Tag im Alsbachtal oder im Stadion Niederrhein und machte auf ‚dolce far niente‘. Wenn es regnete, dann war es nur ein kurzes Gewitter und anschließend schien die Sonne wieder.“ Denkste: die Statistiker gingen der Sache auf den Grund. Denn seit 1949 liegen die exakten Oberhausener Wetterdaten vor. Ergebnis ihrer Recherchen: „Was die Klimaforscher allerorten erzählen, gilt auch für Oberhausen: Die Sommer sind wärmer geworden in den letzten Jahrzehnten. Lediglich der sagenumwobene Sommer 1959, von dem die Väter und Großväter immer erzählen, dass damals die Talsperren leer waren und Rasen sprengen fast mit Kerker bedroht war, kann da einigermaßen mithalten. Von Mark Twain stammt der berühmte Satz: ‚Der kälteste Winter ist ein Sommer in San Francisco.‘ Manchmal hätte dieser Scherz durchaus auch in Oberhausen zugetragen: So z. B. in den Jahren 1978 und 1979 oder im Juli 1954, dem Monat des ‚Wunders von Bern‘, als die Quecksilbersäule bei 15,5 Grad Celsius verharrete.“

Amüsantes Resümee der Statistiker: „Von den neun Sommern, die mit durchschnittlich über 20 Grad Celsius schön warm waren, liegt nur einer in der guten alten Zeit: der des Jahres 1959. Was ‚lernt‘ uns das alles, würde Dr. Stratmann fragen. Früher war durchaus nicht alles besser, jedenfalls nicht das Sommerwetter: Es war nämlich in der Regel viel kühler und regnerischer als heute.“ Zahlen lügen eben nicht.

Eigenschaftsprofil der Stadt Oberhausen



Die Wende kam 1997: Blick auf das „Eigenschaftsprofil“ der Stadt Oberhausen



GESCHICHTE

Kohlenzüge der Roland- bahn weckten die Gäste der „Reichskrone“

*Hundert Jahre Stadtkreis
Oberhausen*

VON DIETRICH BEHRENDIS

Noch viele Baulücken gab es im Stadtgebiet zu der Zeit, als Oberhausen Stadtkreis wurde. Die Gebäude im Vordergrund stehen an der oberen Helmholtzstraße (damals Königstrasse), der Kamin am rechten Bildrand gehört zu dem 1901 in Betrieb genommenen städtischen Elektrizitätswerk (heute EVO). In der Bildmitte ist der Turm der Christuskirche (Grundsteinlegung 1863), der ältesten evangelischen Kirche Oberhausens, zu erkennen. Im Hintergrund links qualmen die Schornsteine der Industriebetriebe am Bahnhof. Links unten auf dem „Gruss aus Oberhausen“ das alte, seit 1888 gültig gewesene Stadtwappen mit den Symbolen für den Verkehr, die Eisenindustrie und den Bergbau.

Das war kein Aprilscherz: Mit Wirkung vom 1. April 1901 wurde Oberhausen unter Bürgermeister Otto Wippermann bei einer Einwohnerzahl von 43409 selbständiger Stadtkreis und schied aus dem Landkreis Mülheim/Ruhr aus. Somit ist zwei Jahre nach dem Jubiläum „125 Jahre Stadtrechte“ als Folge der stürmischen Entwicklung Oberhausens in der Anfangsphase seiner Geschichte wieder ein Jubiläum fällig: „100 Jahre Stadtkreis“. Mit dieser „Beförderung“ erreichte Oberhausen vor einem Jahrhundert die letzte Stufe der kommunalen Selbstverwaltung. Die Stadt konnte sich noch freier entfalten und wuchs in der Folgezeit mit amerikanischem Tempo.

Im alten Rathaus (Grundsteinlegung 1873) auf dem Galgenberg herrschte preußische Sparsamkeit. Dennoch war Wippermann der Meinung, über das Ereignis nicht einfach zur Tagesordnung übergehen zu sollen. Als Ergebnis einer Besprechung mit den damals noch ehrenamtlichen Beigeordneten hielt er in einem Schreiben an die Stadtverordneten mit Bitte um Zustimmung fest: „Es scheint angebracht, das Ausscheiden aus dem Landkreise nicht ganz ohne Festlichkeiten vor sich gehen zu lassen, zumal dem Herrn Landrat Dr. Lembke gegenüber eine gewisse Verpflichtung besteht.“

Rathaus im Flaggen-schmuck

Über die Festsitzung des Rates der Stadt berichtet die Rhein- und Ruhrzeitung vom 15. April 1901 u. a.: „Das Rathaus hatte Flaggen-schmuck angelegt, im Inneren waren herrliche Pflanzengruppen aufgestellt, welche sich bis in den Rathaussaal hinzogen.“ Die Sitzung hatte, wie der Bürgermeister hervorhob, einen doppelten Anlass. Neben der Stadtkreiswerdung galt es, dem 1898 gestorbenen Ehrenbürger Fürst Bismarck „eine dauernde Stätte im Rathaussaal einzuräumen“, in dem ein im Auftrag der Stadt vom Künstler Petersen gemaltes Bild des Alt-Reichskanzlers angebracht wurde, „umrahmt von frischem Grün“, wie es im Zeitungsbericht heißt. Wippermann betonte in seiner Festrede, Oberhausen habe sein Aufblühen der Politik Bismarcks zu verdanken.

Beim anschließenden Festessen im Hotel „Hof von Holland“ ließen es sich der Bürgermeister, die Stadtverordneten und der Landrat schmecken. Dr. Lembke mag sich bei saftigem Braten und edlem Wein darüber getröstet haben, dass er Oberhausen aus seinem Zuständigkeitsbereich hatte entlassen müssen. Die

Kosten für die Festlichkeiten hielten sich in Grenzen: Für die von der Gärtnerei Schlaghecke gelieferten Pflanzen zur Ausschmückung des Rathauses und der Festtafel sowie für das Essen waren ganze 124,20 Mark aufzubringen.



Diese am 15. Juli 1898 an eine „Liebe Änne“ geschriebene Ansichtskarte hält das Ergebnis baulicher Anstrengungen privater und öffentlicher Stellen im Marienviertel bzw. an der heutigen Ebertstraße (damals Wilhelmstraße) fest. Oben links die „auf dem Berg“ gelegene und deshalb damals auch „Bergkirche“ genannte, 1894 unter Pfarrer Schmittmann vollendete Marienkirche an der Mülheimer Straße. Links unten die unter Bürgermeister Wippermann 1895 am damaligen Neumarkt eröffnete, heute nicht mehr ihrem eigentlichen Zweck dienende Badeanstalt. Rechts oben sind die Anfänge des Oberhausener Theaterlebens festgehalten: das Hotel „Wilhelmshöhe“ (Kaak) mit Saal, im dem Wanderbühnen gastierten. Aus diesem Gebäude entwickelte sich, genau an dieser Stelle, unser Stadttheater. Rechts unten stellt sich das gegenüber dem „Heideblümchen“ gelegene Hotel „Berliner Hof“ vor, das sich unter der Leitung von Carl Wilms zu einer starken Konkurrenz für den „Hof von Holland“ entwickelte.

Wie sah es vor hundert Jahren in unserer Stadt aus? Nicht anders als bei Gründung der Bürgermeisterei am 1. Februar 1862 endete das Stadtgebiet im Süden an der Grenz- und Alstadener Straße, im Norden an der Emscher und im Osten an der Mellingho-



Auch sein Vater war Bürgermeister (in Stadthagen): Otto Wippermann, der nach Friedrich Schwartz und Friedrich Haumann als dritter Oberhausener Bürgermeister von 1894 bis 1906 amtierte. Er erreichte es, dass Oberhausen vor hundert Jahren selbständiger Stadtkreis wurde und damit aus dem Landkreis Mülheim/Ruhr ausschied. Der musisch veranlagte Verwaltungsjurist - er spielte Cello - hat sich nicht nur um die wirtschaftliche, sondern durch die Berufung von Carl Steinhauer zum Musikdirektor auch um die kulturelle Entwicklung der Stadt verdient gemacht. In seine Amtszeit fiel auch die Inbetriebnahme der ersten kommunalen Straßenbahn in Deutschland.

fer Straße. Erst ab 1909/10 konnte Oberhausen durch Eingemeindungen - u. a. von Alstaden - die Fesseln des für eine erfolgreiche, in die Zukunft gerichtete Entwicklung zu kleinen Gebietes sprengen.

Fabriken und Bahngleise

Im Alt-Oberhausener Kerngebiet blockierten die meist noch vor der Gemeindegründung rund um den Bahnhof aus der Lipperheide gestampften Fabriken und Werkstätten und das Stadtgebiet zerschneidende, wegen der zahlreichen Schranken den Straßenverkehr stark behindernde Bahngleise eine planmäßige städtebauliche Entwicklung. Die Rolandbahn vom Bahnhof zur erst 1928 stillgelegten Zeche in Dümpten im Zuge der heutigen Danziger Straße trennte das Rathausviertel vom Stadtkern im Bereich Altmarkt und Marktstraße. Zwischen Bahnhof- und Helmholtzstraße erstreckten sich die Werksanlagen der „Styrumer Eisenindustrie“, die 1902 den Betrieb einstellte. Auf der Industriebrache im Stadtzentrum entstand 1906/07 als erstes Gebäude im Bereich des heutigen Friedensplatzes das Amtsgericht.

Um 1900 bot die Stadt den im Bahnhof ankommenden Reisenden ein tristes, abschreckendes Bild. Erzählt wird die Geschichte von den zwei älteren Damen im Zug kurz vor dessen Einfahrt in den Bahnhof Oberhausen. „Wo sind wir hier?“, wollte die eine Dame wissen. Antwort ihrer Gefährtin beim Blick aus dem Abteiffenster: „Das sieht hier so scheußlich aus, das ist Oberhausen.“

Sohn eines Bürgermeisters

Der 1861 als Sohn des Bürgermeisters von Stadthagen geborene Otto Wippermann, ein erfahrener Verwaltungsjurist - vor seiner Wahl in Oberhausen war er Erster Beigeordneter in Solingen gewesen - bemühte sich nach Kräften, die Stadt voran zu bringen, die Versorgung der Bürger und damit die Lebensqualität zu verbessern. In seine Amtszeit als Bürgermeister (1894 bis 1906) fielen die Eröffnung der Badeanstalt am heutigen Ebertplatz (1895) und der Ankauf des Kaisergartengrundstücks aus dem Besitz des Grafen Westerholt-Giesenberg (1896), das in den Folgejahren unter Schonung des alten Baumbestandes zu einem bei den Bürgern beliebten Erholungspark ausgebaut wurde. Das „Parkhaus“ an der Sterkrader Straße, Oberhausens erste „gute Stubc“ (angeblich eine Spende der GHH), folgte 1903. Ab 1897 sorg-

ten die ersten Gaslaternen nach Einbruch der Dunkelheit in den Straßen für mehr Sicherheit, nachdem die Stadt die Grillo'sche Gasfabrik am Bahnhof übernommen hatte.

Vor allem aber ist der Name des nach Friedrich

das gesamte heutige Stadtgebiet erfasst und Wippermann mit seiner Straßenbahninitiative – ohne es zu ahnen – ein entscheidendes Argument für den knapp drei Jahrzehnte später erfolgten Zusammenschluss der drei Städte zu Groß-Oberhausen geliefert.

E-Werk 1901 in Betrieb

Vier Wochen nach seiner Gründung konnte der Stadtkreis Oberhausen am 1. Mai 1901 sein durch den Ausbau des Straßenbahn-Kraftwerks entstandenes Elektrizitätswerk auf dem heutigen EVO-Gelände in Betrieb nehmen. Außer der Straßenbahn zählte das Werk zunächst nur 84 Kunden. 1904 erhielten die – teilweise noch unbefestigten – Straßen, durch die die Straßenbahn bimmelte, elektrische Beleuchtung. Ein Jahr später strahlte auf der Markt- und Friedrich-Karl-Straße, den beiden Einkaufsstraßen der Stadt, das Licht elektrischer Bogenlampen.

Auch für das kulturelle Leben unserer Stadt war 1901 ein wichtiges Jahr: Carl Steinhauer, ein in seiner Heimatstadt Düs-

seldorf zu Ehren gekommener Chorleiter und Komponist, folgte einem Ruf des Hobbymusikers Wippermann (der Bürgermeister spielte Cello), in der jungen Industriestadt zu wirken. Damit begann vor hundert Jahren die städtische Musikpflege. Zwei Jahrzehnte lang prägte Steinhauer mit seiner Persönlichkeit das Oberhausener Musikleben, das damals über die Stadtgrenzen hinaus starke Beachtung fand.

Erfolgreiche Premiere

Seinen ersten Auftrag, einen „Städtischen Musikverein“ ins Leben zu rufen, erfüllte Steinhauer noch im Gründungsjahr des Stadtkreises: Nach nur achtwöchiger Probenzeit konnte der Musikvereinschor am 3. Dezember 1901 mit einer Aufführung von Haydns „Jahreszeiten“ mit dem Städtischen Orchester Duisburg im überfüllten Saal „In der Beck“ in der Königstraße (heute Helmholtzstraße) eine erfolgrei-



Unmittelbar am Hotel „Reichskrone“ (später Parkhotel) vorbei verlief die Rolandbahn im Zuge der heutigen Danziger Straße vom Bahnhof zur Zeche in Dümpten mitten durch das Stadtgebiet und trennte das Rathausviertel vom Stadtkern. In Höhe der heutigen Tannenbergstraße war am Hotel im Bahndamm ein Durchlass für Fußgänger. Diese Aufnahme stammt aus den 20er Jahren. Wie alle Alt-Oberhausener Hotelbauten hat auch das Parkhotel den Bombenkrieg nicht überstanden. Heute befindet sich hier die Kreishandwerkerschaft.

Schwartz (Amtszeit von 1862 bis 1889) und Friedrich Haumann (1889 bis 1894) dritten Oberhausener Bürgermeisters mit der Inbetriebnahme der ersten kommunalen Straßenbahn in Deutschland am 4. April 1897 verbunden. Als Oberhausen Stadtkreis wurde, hatte deren bis Bahnhof Holten und über Osterfeld-Mitte bis Bahnhof Sterkrade ausgedehntes Gleisnetz



che Premiere feiern. Diese das Publikum begeisternde Aufführung war für Oberhausen das bis dahin bedeutendste kulturelle Ereignis.

Carl Steinhauers Initiative verdankte auch der „Instrumentalverein“ seine Entstehung (1903). Dazu heißt es im Oberhausener Heimatbuch von 1964: „Dieser zeitweise beachtlich leistungsfähige Verein schloss eine Lücke im Oberhausener Musikleben, indem nun auch reine Orchesterkonzerte zur Aufführung gelangten.“ Laienmusiker auch aus den Nachbarstädten bildeten unter Steinhauers Leitung einen Klangkörper, der als das „leistungsfähigste Liebhaberorchester Rheinlands und Westfalens“ galt. Mit Steinhauers Berufung hatte Bürgermeister Wippermann in seinen kulturpolitischen Bemühungen einen guten Griff getan. Seinen kühnen Plan, zur weiteren Belebung der Kulturarbeit ein städtisches Orchester zu gründen und einen städtischen Saalbau zu errichten, konnte er nicht in die Tat umsetzen. Auf den Saalbau musste Oberhausen noch bis zur Eröffnung der Stadthalle im Rahmen der Festlichkeiten zum Ju-

Die Eisenbahn brachte Fremde in unsere Stadt: der 1888 als dritter Oberhausener Bahnhof in Betrieb genommene Centralbahnhof um die Zeit, als Oberhausen Stadtkreis wurde. Ihm folgte 1934 mit dem jetzigen Hauptbahnhof der vierte Bahnhof. Auf dem Gleis am rechten Bildrand hielten die Züge der Bergisch-Märkischen Strecke Richtung Mülheim/Ruhr und Essen.

biläum „100 Jahre Oberhausen“ am 1. September 1962 warten.

Fast hundert Gaststätten

In der geschichtslosen, wie ein Goldgräberort im Wilden Westen gewachsenen Stadt, in der neben dem Bürgermeister der an der Essener Straße residierende Generaldirektor der GHH - wegen der Steuereinnahmen befand sich Oberhausen damals in finanzieller Abhängigkeit vom Konzern - die mächtigste, einflussreichste Persönlichkeit war, hatten sich die Bürger recht gemütlich eingerichtet. Man musste ohne Fernsehen auskommen und pflegte deshalb die Geselligkeit. Dazu bot das beachtliche gastronomische Angebot ausreichend Gelegenheit. Laut Adressbuch von

1900 konnte die Oberhausener Gastronomie mit insgesamt fast hundert Gaststätten aufwarten: vom Komforthotel bis zur Bergmannskneipe.

Besondere Pflegestätten der Geselligkeit waren die eigens zu diesem Zweck gegründeten Bürgergesellschaften wie die bereits 1853, also noch vor Gemeindegründung, im Bahnhofsrestaurant ins Leben gerufene Gesellschaft „Heideblümchen“, die ab 1880 an der Ecke Obere Industrie- und Wilhelmstraße, heute



Die Passanten stellen sich in Positur, als der Fotograf vor etwa hundert Jahren das unter Bürgermeister Schwartz 1873 erbaute, 1942 durch Bomben zerstörte alte Rathaus auf dem Galgenberg auf der Kameraplatte festhielt. Als dritter Oberhausener Bürgermeister hat hier Otto Wippermann amtiert.

Friedrich-List- und Ebertstraße, ein eigenes Haus mit einem vor allem von Leuten aus der Industrie besuchten Lokal betrieb. Im Honoratioren-Treffpunkt „Hof von Holland“ wurde die Idee zur Gründung einer schlicht „Bürgergesellschaft“ genannten geselligen Vereinigung geboren, die den Kaak'schen Saal mit Re-

staurant „Wilhelmshöhe“ am Neumarkt (heute Ebertplatz) mit benachbarter Weinhandlung kaufte. Für ihre Zusammenkünfte benutzte die Gesellschaft die Restaurationsräume, der Saal wurde vermietet.

„Nur allererste Kräfte“

Für die Geselligkeit in der Menge und zur Befriedigung des Bedürfnisses nach Unterhaltung boten sich die mit Bühne ausgestatteten Säle an, über die in Oberhausen vor hundert Jahren eine Reihe von Gaststätten verfügten. Einige Säle nannten sich „Konzerthaus“ wie das Haus Reichert an der mittleren Marktstraße oder „Konzert- und Theatersaal“ wie der Betrieb In der Beek. Im Anzeigenteil des Adressbuches von 1900 finden sich Hinweise auf das damalige Vergnügungsangebot Oberhausener Gastwirte. Der Gastronomiebetrieb Wortmann, Marktstraße 65, preist sich wie folgt an: „Erstes Konzerthaus Oberhausens, einzige Singspielhalle am Platz, täglich Auftreten von nur allerersten Kräften. Reine Weine zu mäßigen Preisen.“ Der bereits erwähnte Kaak'sche Saal war als Schauplatz von Gastspielen mit dem Thespiskarren

durch die Lande ziehender Wanderbühnen Vorgänger unseres an gleicher Stelle errichteten, 1920 eröffneten Stadttheaters.

Mit der damaligen Bedeutung des Oberhausener Bahnhofes als Knotenpunkt im westdeutschen Eisenbahnnetz – und das auch im Fernverkehr – ist die Tatsache zu erklären, dass der ein Quartier suchende Reisende in unserer Stadt zu Beginn des 20. Jahrhunderts unter einer beachtlichen Zahl „gutbürgerlicher“ Hotels auswählen konnte. Die Eisenbahn brachte die Fremden, vorwiegend Geschäftsreisende, nach Oberhausen. Hoteldiener holten die Gäste am Zug ab und schafften das Gepäck auf Handkarren ins Quartier.



Unter Denkmalschutz steht die Fassade des Turbinenhauses des vor hundert Jahren in Betrieb genommenen städtischen Elektrizitätswerks. Heute verbirgt sich hinter der Fassade das Heizkraftwerk Alt-Oberhausen der Energieversorgung Oberhausen (EVO).

Der Diener des südlich des Bahnhofs im Bereich der heutigen Goebenstraße gelegenen 50-Betten-Hotels „Hof von Holland“ nahm am Zug aus Amsterdam vermögende holländische Kaufleute in Empfang. Durch das Trinkgeld, mit dem die Holländer nicht knauserten, wurde der Diener des ältesten Oberhausener Hotels so wohlhabend, dass er schließlich den „Thüringer Hof“ an der unteren Marktstraße übernehmen und sich selber zum Chef machen konnte.

Kellner im Frack

Der „Hof von Holland“ galt um 1900 als „erstes Haus am Platz“. Im Restaurant bedienten Kellner im Frack die Gäste, bei schönem Wetter auf der überdachten Terrasse mit Blick in den hinter dem Haus angelegten Garten. Hier verkehrten Bürgermeister Wippermann, Ratsmitglieder, Richter, Rechtsanwälte, Ärzte und die bekanntesten Kaufleute, hier tagte der Musikverein. Das Restaurant im „Hof von Holland“ entwickelte sich zum Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens.

Auch die anderen führenden Hotels, so der „Thüringer Hof“, das im spitzen Winkel der damaligen Bahnhof- und Ellenbogenstraße (heute Friedrich-Karl-Straße) gelegene „Central-Hotel“, der „Berliner Hof“ gegenüber „Heideblumchen“ an der heutigen Ebertstraße und die „Reichskrone“ (später Parkhotel) an der heutigen Ecke Schwartz- und Tannenbergsstraße - alle diese Namen sind spätestens seit dem Bombenkrieg aus der Oberhausener Geschichte verschwunden -, unterhielten Restaurants mit Geschäftsräumen, in denen das „gehobene“ Oberhausener Bürgertum seine Familien- und patriotischen Feste (zum Beispiel Kaisers Geburtstag) feierte. Die unter dem Titel „Oberhausen in alten Ansichten“ veröffentlichte Ansichtskartensammlung von Marita Arntz enthält ein Foto von den wie im Bahnhof nach Klassen unterteilten Räumlichkeiten im „Thüringer Hof“. Im Bildtext heißt es dazu: „In der 3. und 4. Klasse wurde an Holztischen deftige Kost geboten, in der 1. und 2. Klasse ging es an weiß gedeckten Tischen vornehmer zu.“

„Dinners à 1,25 Mark und höher“

Im Adressbuch von 1900 offeriert in einer Anzeige das Hotel „Viktoria“ mit Restaurant Strohmeyer „Dinners à 1,25 Mark und höher“, der durstige Gast hatte drei Biersorten zur Auswahl. In der „Reichskrone“ - im Hotelgarten spielte an schönen Sommertagen immer die Musik zum Tanz auf - war ein Dinner im Abonnement schon für 1 Mark zu haben. Den Übernachtungsgästen hatte das Hotel laut Anzeige „Central-Heizung“, „elektrischer Wecker“ zu bieten. Ob der Wecker unbedingt erforderlich war, darf bezweifelt werden, denn an den Hotelzimmern vorbei ratterten auf einem Damm die Kohlenzüge der Rolandbahn.



*Auch in Zeiten des Strukturwandels gehört
Schweißen zum Arbeitsalltag im Technikum*

WISSENSCHAFT

Die Brennstoff- zelle und das „Infernum“

*Zehn Jahre Umsicht:
Eine Erfolgsstory*

VON HEINZ INGENSIEP

Nichts passte so gut zu Oberhausen 2000 wie ein Jubiläum, das zugleich eine Perspektive abseits der Tourismus-Welle aufzeichnete, auf der die Stadt surft: Das Institut für Umwelt-, Sicherheits- und Energietechnik, kurz „Umsicht“, wurde im Juni 2000 zehn Jahre alt; mehr als zweieinhalb Jahre davon war es bereits Mitglied der renommierten Fraunhofer-Gesellschaft. In die Tiefe gehen, anstatt an der Oberfläche zu gleiten. Wissenschaft, die nachhaltige Erfolge auch für den gebeutelten Mittelstand zeitigt, der im Strudel des Strukturwandels ums Überleben ringt.

Im November dann folgte der erfolgreichen Forschung in der Neuen Mitte die Lehre: Gemeinsam mit der Fernuniversität Hagen bietet man seit dem Wintersemester 2000/2001 das „Infernum“ an, das „Interdisziplinäre Fernstudium Umweltwissenschaften“. Eine Dekade, nachdem Forscher der Universität Dortmund im Hinterzimmer eines Kraftwerks ihre Arbeit aufgenommen hatten, war Oberhausen damit auf

dem langen Weg zum Hochschulstandort ein gutes Stück vorangekommen.

„Vom Basement in die Beletage“ überschrieben die



*Kristallisation unter Hochdruck -
Für zukunftsweisende Produkte*

Leute von „Umsicht“ ihre Zehn-Jahres-Feier am 16. Juni 2000, an der Osterfelder Straße in Sichtweite des CentrO. Das sollte deutlich machen, welche Erfolgsgeschichte die Wissenschaftler hingelegt hatten. Das Fraunhofer-Institut Umsicht ist so ein Beispiel dafür, dass sich in unserer Region einiges bewegt, oft abseits aller Publizität. Wir sind durchaus in der Lage, uns „aus dem Sumpf“ zu ziehen - vorausgesetzt, das Land und seine zuständigen Gremien - in diesem Falle vor allem das NRW-Wissenschaftsministerium - ziehen mit. Sie taten es in der Vergangenheit - nach stetem Bohren - immer wieder mal.

Hier, wo über Jahrhunderte nach Kohle gegraben wurde, geht man - wer weiß das schon? - seit Jahrzehnten der wissenschaftlichen Wahrheit auf den Grund. Das Ruhrgebiet heute ist längst ein Hort der Forschung. Allein in der MEO-Region (Mülheim, Essen, Oberhausen) und ihrer Nachbarschaft gibt es etliche Beispiele dafür: In Mülheim allein zwei Max-Planck-Institute, darunter das für Kohlenforschung, ohne das die Holtener Ruhrchemie vielleicht nicht

existieren würde, und das Styrumer Wasserforschungsinstitut, an dem auch die Stadt Oberhausen über die Rheinisch-Westfälische Wasserwerkgesellschaft mbH (RWW), finanziell beteiligt ist. In Duisburg zudem, der Gerhard-Mercator-Universität angegliedert, ist das Fraunhofer-Institut für mikroelektronische Schaltungen ebenfalls auf Erfolgskurs. Soviel zum Thema: „Das Ruhrgebiet sieht in Zukunft Schwarz.“

Besonders der mittelständischen Wirtschaft verpflichtet in einer Stadt, deren Industrie in den 70-er und 80-er Jahren fast völlig weggebrochen ist, war von Anfang an das Oberhausener Umsicht-Institut. Die Stadt und die ortsansässigen Unternehmen standen Pate, als es am 13. Juni 1990 als gemeinnützige technisch-wissenschaftliche Einrichtung gegründet wurde. Das Start-Team setzte sich damals nur aus wenigen Mitarbeitern zusammen, für die das Institut anfangs ein entfernter Ableger der Universität Dortmund war.

Die erste Unterkunft der Forscher um den Chemie-Verfahrenstechniker Prof. Dr. Paul-Michael Weinspach war ein Nebenraum des EVO-Kraftwerkes am Sterkrader Bahnhof. Aus dieser Enge kam man erst drei Jahre später heraus. Am 27. März 1992 hatte die damalige NRW-Wirtschaftsministerin Anke Brunn den Grundstein für ein neues Institutsgebäude an der Osterfelder Straße gelegt; nicht mal ein Jahr später konnte das Gebäude bezogen und eingeweiht werden. Prof. Weinspach, der geistige Vater und zehn Jahre lang Leiter des Instituts, beschrieb anlässlich der Zehn-Jahres-Feier den manchmal sehr mühsamen Werdegang in den Anfangsjahren: „Es war eine unglaublich turbulente Zeit. So manches kam uns dazwischen, zum Beispiel die deutsche Einheit, die auch dazu führte, dass wir erst viel später als beabsichtigt, nämlich erst 1998 in die Fraunhofer-Gesellschaft aufgenommen werden konnten. Der Osten Deutschlands hatte erst einmal Vorrang.“ Immerhin hielt die Fraunhofer-Gesellschaft schon früh ihre schützende Hand über den Sprössling, vor allem in verwaltungstechnischer Hinsicht.

Auch die weitere wirtschaftliche Entwicklung Oberhausens, wo in der Zwischenzeit so manche verfahrenstechnisch tätige Firma verschwunden sei, habe dem Institut weh getan, klagte Weinspach. Da er

und seine Leute Meister im Improvisieren sind, nahm die Entwicklung des Instituts keinen Schaden. Der Auftrag war eindeutig und an ihm orientierten sich die Wissenschaftler: An der Schnittstelle von universitärer Forschung und industrieller Praxis entwickeln und optimieren sie technische Verfahren und übertragen dabei neue, zukunftsweisende Erkenntnisse in marktfähige Produkte und Technologien.

Beispiele dafür sind Verfahren zur Abfall- und Abwasserbehandlung, zum sicheren und wirtschaftlichen Betrieb chemischer Anlagen oder zur umweltfreundlichen Energiegewinnung aus nachwachsenden Rohstoffen. Über die Jahre erstreckte sich das Leistungsspektrum auf alle Bereiche der anwendungsorientierten Forschung und Entwicklung in der Umwelt-, Sicherheits-, Prozess- und Energietechnik: Planung, Bau und Betrieb von Versuchs-, Pilot- und Demonstrationsanlagen; Verfahrens- und Prozessentwicklung; Studien, Expertisen sowie Gutachten in bewertender und entscheidungsvorbereitender Funktion; Softwareentwicklung und -anwendung; instrumentelle Analytik.

Das 1993 bezogene neue Domizil, als „TZU 3“ Bestandteil des Oberhausener „Technologiezentrums Umweltschutz“ in der Neuen Mitte der Stadt, war aus Mitteln der Europäischen Union sowie der NRW-Ministerien für Wirtschaft und Wissenschaft finanziert worden. Es dauerte nicht allzu lange, bis Erweiterungen vorgenommen und Neubauten errichtet werden mussten. „Und schon wieder müssen wir erweitern“, sagte Weinspach beim Jubiläum eher jubelnd als klagend.

Letzter Stand der Flächennutzung an der Osterfelder Straße: ein Bürotrakt, 2000 Quadratmeter groß mit Rechenzentrum, Bibliothek und Vortragsraum, sowie inzwischen drei Hallen (insgesamt 4500 qm) für das Physikalische, das Analytische und das Biotechnische Labor, Werkstätten und Technikumsanlagen. Die von Weinspach angesprochene Erweiterung betrifft übrigens das ehemalige Verwaltungsgebäude des Thyssen-Stahlwerkes; dort werden neben „Umsicht“ auch die mit dem Studium „Umweltwissenschaften“ befassten Mitarbeiter sowie das Studienzentrum der FernUni Hagen einziehen.

„Der Name der Stadt Oberhausen hat mit Ihrer Hilfe in Forschung und Entwicklung einen guten Klang

erhalten“, lobte Oberbürgermeister Burkhard Dreischer zum Zehnjährigen Prof. Weinspach und seine mittlerweile 110 hauptamtlichen und noch einmal so vielen nebenamtlichen Kräfte. Und die haben über die Jahre sogar schon Schlagzeilen gemacht. Eine der ersten brachte am 27. August 1996 die Einweihung und Inbetriebnahme einer Pilotanlage zur „Holzgaserzeugung“, an der sogar der damalige Bundeslandwirtschaftsminister Borchert teilnahm. Aber dabei blieb es nicht.

Weil das Oberhausener Institut Erfahrungen auf dem Gebiet hatte, berief das Land NRW Weinspach im gleichen Jahr zum Vorsitzenden der Kommission,



Hochdruckanlage zur Kristallisation mit überkritischen Fluiden

die den Düsseldorfer Flughafenbrand vom Frühjahr 1996 untersuchen und Konsequenzen daraus aufzeigen sollte. Die Expertenrunde bewies damals, dass es nicht an gesetzlichen Vorschriften mangelt, sondern an deren Umsetzung in die Praxis hapert. Die Lehren, die man aus der Katastrophe zog, mündeten in Forschungsaufträgen, die sich mit Verfahren zur praktischen Überprüfung von Entrauchungskonzepten und entsprechenden Anlagen in Gebäuden befassen. Moderne Architektur hat vieles für sich. Offene Glaspaläste sind imposant, doch: Wenn es in ihnen brennt, wirken deren Treppenhäuser wie Kamine; je-



Neben Wissenschaftlern und Ingenieuren arbeiten auch Techniker im Institut

de Ecke eines Bürogebäudes oder Hotels wird so zur Todesfalle. In einem telegenen, viel beachteten Test wurde das WDR-Studio Düsseldorf von den Umsicht-Sicherheitstechnikern „eingenebelt“, um dessen Brandschutz-Tauglichkeit unter Beweis zu stellen.

Für viel Aufsehen sorgte auch ein Projekt der Energietechniker bei „Umsicht“. Die Problemstellung ist typisch für eine Region wie die unsere: Wie geht man mit dem überall im einstigen (Steinkohle-)Revier auftretenden Grubengas um? Das anteilige Methan (50 Prozent) einfach in die Atmosphäre zu entlassen, ist Klima schädigend und stellt zudem ein Sicherheitsproblem dar. Wie man das Gas umweltfreundlich und zudem effektiv nutzen kann, beweisen die Oberhausener Forscher seit 1997 mit ihren Arbeiten an einer „energetischen Verwertung des Grubengases in Blockheizkraftwerken (BHKW). Je ein Pilotkraftwerk

wurde in Herne und in Lünen in Betrieb genommen. Beide arbeiten heute reibungslos. Weitere sieben BHKW sollen im Ruhrgebiet entstehen. Energie gibt es genug für sie: Allein die natürliche Entgasung alter Bergwerke in Nordrhein-Westfalen macht mehr als 120 Millionen Kubikmeter pro Jahr aus. Im Februar 2000 fanden im TZU erstmals die „Oberhausener Grubengas-Tage“ statt; 140 Experten kamen, etliche auch aus den Kohlerevieren Osteuropas.

Weniger spektakulär, aber von nicht geringerer Tragweite ist eine Methode, mit der man unterirdische Rohre für Strom, Gas, Fernwärme und Wasser auf Dauer abdichten kann. Gegen solche Schwachstellen in bestehenden Rohrnetzen fanden Oberhausens umsichtige Verfahrenstechniker einen besonderen Stoff: ein pulverförmiges Quell-Polymer, das sonst dafür sorgt, dass Babywindeln dicht bleiben. Nach einer chemischen Modifizierung wurde daraus eine „selbstheilende Gel-Dichtung“, die biologisch nicht abbaubar ist und sich den jeweiligen Leckagen anpasst.

1997 waren alle Hindernisse überwunden, war Umsicht „Fraunhof-fähig“, in den erlauchten Kreis aufgenommen zu werden. Einen entsprechenden Beschluss fasste die Fraunhofer-Gesellschaft mit Wirkung zum 1. Januar 1998. Dazu gratulierte am 23. April 1998, als zugleich die Fertigstellung des neuen Technikums gefeiert wurde, auch NRW-Wissenschaftsministerin Anke Brunn persönlich.

Ebenfalls 1998 wurden die Weichen für eine wichtige personelle Entwicklung an der Osterfelder Straße gestellt: Die Universität Dortmund berief den Verfahrenstechniker Prof. Dr. Hans Fahlenkamp zum Leiter des neu eingerichteten Lehrstuhls für Umwelttechnik, Fachbereich Chemietechnik. Diese Stelle ist in Personalunion gekoppelt mit der Position des Institutsleiters bei Fraunhofer-Umsicht. Damit regelte Institutschef Prof. Paul-Michael Weinspach seine Nachfolge schon lange vor seinem Ausscheiden zum 31. Dezember 1999.

Prof. Fahlenkamp trat am 1. Januar 2000 ein wohl bestelltes Erbe an. Er übernahm ein gut funktionierendes F&E-Unternehmen mit einem Jahresumsatz von annähernd 18 Millionen Mark, das sich zu 75 Prozent aus Aufträgen von Mittelstand und Industrie sowie öffentlich geförderten Projekten finanziert. Ein

Institut also, das längst auf eigenen Füßen stand und sich so vom Tropf öffentlicher Alimentierung gelöst hatte. Und wie die Gründer es gewollt hatten, kommen die meisten Auftraggeber aus der Region, aus dem Rhein-Ruhr-Gebiet.

Weinspach gab zwar den Stab des Institutsleiters weiter, er wird aber – und das machte er auch bei der Jubiläumsfeier noch einmal deutlich – Oberhausen als engagierter Ratgeber erhalten bleiben. Denn für diese Stadt war er stets mehr als nur der Chef einer hier ansässigen Forschungseinrichtung; er ist der Vordenker für die Weiterentwicklung einer gebeutelten Region und der „Vater“ so mancher guten Idee.

Als da wäre: der „gläserne Mensch“. Das Konzept dieser begehbaren und eventuell auch befahrbaren „Körperwelt“ als eine Attraktion im „O.vision Zukunftspark Oberhausen“ auf dem ehemaligen Stahlwerksgelände stammt aus den Köpfen der Leute um Weinspach. Der 200 Meter lange, 40 Meter breite und 65 Meter hohe Riese soll den Menschen ihr eigenes Inneres mit allen Organen, Funktionen und Prozessen, in gesundem und krankem Zustand näher bringen. Ein ebenso begreifbares wie virtuelles Erlebnis mit dem Ziel, ein gesundes Bewusstsein für sich selbst zu entwickeln. „Edutainment“ nennt man das heutzutage, Lernen und Unterhaltung in einem. Der Glasmensch ist gedacht als Teil eines Themenparks, der Mensch und Umwelt miteinander in Verbindung bringt. Die finanzielle und die technische Machbarkeit dieses Objektes wurden nachgewiesen. Alle warten nun auf geeignete Investoren.

Treibende Kraft war Prof. Weinspach auch bei einer Initiative, die mithelfen soll, die sich seit der „Wende“ in Polen frei schwimmende Wissenschaft zu fördern. Als einer der Hauptinitiatoren gründete er den deutsch-polnischen Forschungsverbund für Umwelttechnik, Prozesssicherheit und Energietechnik „Increase“ (International Cooperation for Research in Environmental Protection, Process Safety and Energy Technology). Acht deutsche und acht polnische Forschungsinstitute schlossen sich 1997 zu diesem

Zweck zusammen. Inzwischen gehören dem Verbund bereits 25 Einrichtungen und mehr als 40 Industriefirmen an. Mitbegründer auf polnischer Seite war vor seiner Berufung zum Ministerpräsidenten seines Landes der Verfahrenstechniker Prof. Dr. Jerzy Buzek.



Blick von der Essener Straße auf die Technikumshallen von Fraunhofer Umsicht

Seine Gattin, Ludgarda Buzek, selbst eine renommierte Wissenschaftlerin, besuchte „Umsicht“ immer wieder mal und gehörte auch zu den Gästen der Jubiläumsfeier im Juni 2000. Für ihr Völker verbindendes Engagement wurden Weinspach und Buzek im Jahr 2000 ausgezeichnet, der deutsche Forscher mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande, der polnische Wissenschaftler und Regierungschef mit der Ehrendoktorwürde im Fachbereich Chemietechnik der Universität Dortmund.

Dass Stehvermögen – wenn auch kleine – Fortschritte zeitigt, hat die Oberhausener Hochschulgesellschaft bewiesen. Seit Jahren bemüht sich der Kreis aus Wissenschaftlern, Unternehmenschefs und Vertretern der Stadt unter Weinspachs Vorsitz darum, die Emscherstadt zum Standort einer Fachhochschule zu machen. Ein Anfang war vor einiger Zeit das Studienzentrum der FernUni Hagen. Im Laufe des Jahres 1999 zeichnete sich dann eine weitere Etappe ab: Gemeinsam mit der FernUni entwickelte „Umsicht“ ein Studium, das voll ins Spektrum der Oberhausener

Forschung passt. Nach langwierigen Vorbereitungen konnte das „Infernum“ im November 2000 zum Wintersemester '00/01 „losbrechen“: das Interdisziplinäre Fernstudium Umweltwissenschaften. Dieses Fernstudium richtet sich vor allem an Beschäftigte in Wirtschaft, Verbänden und Verwaltung, die rechts-, wirtschafts-, natur- und ingenieurwissenschaftliche Kenntnisse im Umweltbereich erwerben oder vertiefen wollen. Zu den Studieninhalten steuert Fraunhofer Umsicht die Fächer Umweltchemie, Umweltverfahrenstechnik, Ökologie, Umweltbiotechnologie und Energietechnik bei.

Auf der Suche nach neuen und möglichst schadstoffarmen, Rohstoffe schonenden Methoden der Energieerzeugung ist in letzter Zeit die eigentlich schon 150 Jahre alte Idee der „Brennstoffzelle“ wieder in den Vordergrund gerückt. Das Lexikon klärt uns auf: In einer Brennstoffzelle wird vergleichbar mit einer Batterie durch die Reaktion eines Brennstoffs (Wasserstoff, Erdgas, Kohlegas, Methanol) mit Sauerstoff (Oxidation) chemische Energie in elektrische umgewandelt. Bei diesem Vorgang der sogenannten „kalten Verbrennung“ entsteht Wärme. Kraftwerke auf dieser Basis zeichnen sich durch Wirkungsgrade aus, die mit 65 Prozent deutlich über denen herkömmlicher Kraftwerke liegen.

Ein Thema – wie geschaffen für die Energietechniker an der Osterfelder Straße. Aber auch hier war langes Bohren angesagt, bis man einen entsprechenden Forschungsauftrag an Land ziehen konnte. Er kam und wirkte wie ein Geburtstagsgeschenk. Am Tage der Jubelfeier stand es fest: Fraunhofer Umsicht erhielt den Zuschlag zur Erprobung neuer Verfahren zur großtechnischen Anwendung von Brennstoffzellen; Auftraggeber: der Energiekonzern Alstom. Denn mittlerweile hat ein regelrechter Wettbewerb auf diesem Gebiet eingesetzt. Weltweit werden große Anstrengungen unternommen, um mit den verschiedensten elektrochemischen Energiewandlungssystemen sowohl Lösungen für die stationäre als auch Antriebssysteme für die Verkehrstechnik (zum Beispiel für Autos oder für die U-Boote der Babcock-Borsig-Tochter Howaldtswerke Deutsche Werft AG) und Energieversorgungen für tragbare Elektrogeräte (z.B. Laptops) zu entwickeln und in den Markt einzuführen.

„PEM-Oberhausen“ heißt die Antwort aus dem Ruhrgebiet. Im Rahmen eines Demonstrationsprojektes wird auf dem Institutsgelände in der Neuen Mitte ein Brennstoffzellen-Blockheizkraftwerk zur integrierten Strom-, Wärme und Kälteversorgung errichtet. Die Anlage ist eines von drei durch das Land NRW geförderten Projekten dieser Art. Neben Fraunhofer Umsicht und der Alstom Energietechnik GmbH sind die EUS GmbH, die Preussen Elektra Engineering und die AEG PSS GmbH an diesem Vorhaben beteiligt.

Das Gesamtenergiekonzept beinhaltet eine „PEMFCU (Polymer Electrolyte Membrane Fuel Cell) als Containeranlage zur Elektrizitäts- und Wärmeerzeugung in Kombination mit einer Mikroturbine zur Abdeckung von Spitzenlasten. Die anfallende Wärme soll für Heizzwecke und zur Kälteerzeugung mit einer thermischen Kältemaschine genutzt werden. Überschüssige Wärme und nicht genutzter Strom sollen in das Fernwärme- bzw. Stromnetz der Stadt Oberhausen eingespeist werden. Als Brenngas ist Erdgas vorgesehen. In einem zweiten Schritt – und da schließt sich der Kreis für die Energieforscher – will man das zukünftig auf dem Gelände von Fraunhofer Umsicht abgesaugte Grubengas als Energieträger nutzen. „Das Projekt“, so erklären die Verantwortlichen, „soll die unterschiedlichen Anlagenkomponenten und Versorgungsstrategien der Energieversorgung demonstrieren und ihre Potenziale im Alltagsbetrieb untersuchen.“ Der Oberhausener Versuchsbetrieb liefert wichtige Erfahrungen bezüglich Betriebsverhalten, Zuverlässigkeit, Wirkungsgrad und Betriebskosten.

In seiner Jubiläumsrede am 16. Juni 2000 lobte Oberbürgermeister Drescher die Weitsicht der Umsicht-Verantwortlichen, sich Anfang der 90-er Jahre die Neue Mitte als Standort auszusuchen, noch bevor dort mit dem Centro der „Motor des Strukturwandels“ brummte. Wenn das Centro der „Motor“ ist, dann ist das Fraunhofer-Institut Umsicht die „Brennstoffzelle“, die eine ganze Region in Zukunft antreiben kann. Und ein weiteres Stück Zukunft liegt gleich nebenan, fast 70 Hektar groß: jenes Gelände, auf dem seit August 2000 mit dem Abriss weiter Teile des Thyssen-Stahlwerks Ost der Boden für die Verwirklichung einer weiteren „O.vision“ bereitet wird, mit dem „gläsernen Menschen“ als Symbolfigur.



Einer der ersten Dienste der Oberhausener Caritas und noch heute aktuell: die Caritas im Bahnhof

SOZIALES

Mitten im Leben ...

*75 Jahre Caritasverband
für die Stadt Oberhausen e.V.*

VON REINHARD MESSING

Strukturwandel, Aufbruch, Visionen - welche Begriffe symbolisieren die seit einigen Jahren spürbaren Veränderungen in dieser einst von Kohle und Stahl geprägten Stadt wohl besser? An vielen Ecken spürt man, dass etwas in Bewegung ist, dass es pulsiert und vibriert, irgendwie vorwärts geht. Wo früher Schachtanlagen, Hochöfen und Kühltürme das Bild bestimmten, stehen heute TZU, Gasometer oder Centro. als weithin sichtbare Landmarken einer neuen Zeitrechnung. Strukturwandel, Aufbruch, Visionen - mitten in dieser Stadt und mitten im Leben. Und genau hier, wo alles in Bewegung ist, sich verändert und vorwärts drängt, feiert eine soziale Instanz ihren 75. Geburtstag, die auf den ersten Blick so gar nicht in dieses Bild von Aufbruch und Wandel zu passen scheint: die Caritas. Auch heute noch bringen viele Zeitgenossen den Wohlfahrtsverband der katholischen Kirche eher

mit Begriffen wie „kirchlich-konservativ“ und „antiquiert“ als mit „innovativ“ oder „fortschrittlich“ in Verbindung. Aber – wie so oft im Leben – dieser erste Eindruck täuscht.

Bereits im Jahre 1925 gibt es in Oberhausen sozial engagierte Mitmenschen, die Visionen haben – in diesem Fall die Vision eines institutionalisierten Sozialverbandes zum Wohle aller Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt. Die satzungsmäßige Gründung des „Caritasverbandes für die Stadt Oberhausen e.V.“ durch acht katholische Kirchengemeinden, die sich mit ihrer ehrenamtlich getragenen „Pfarrcaritasarbeit“ zu-

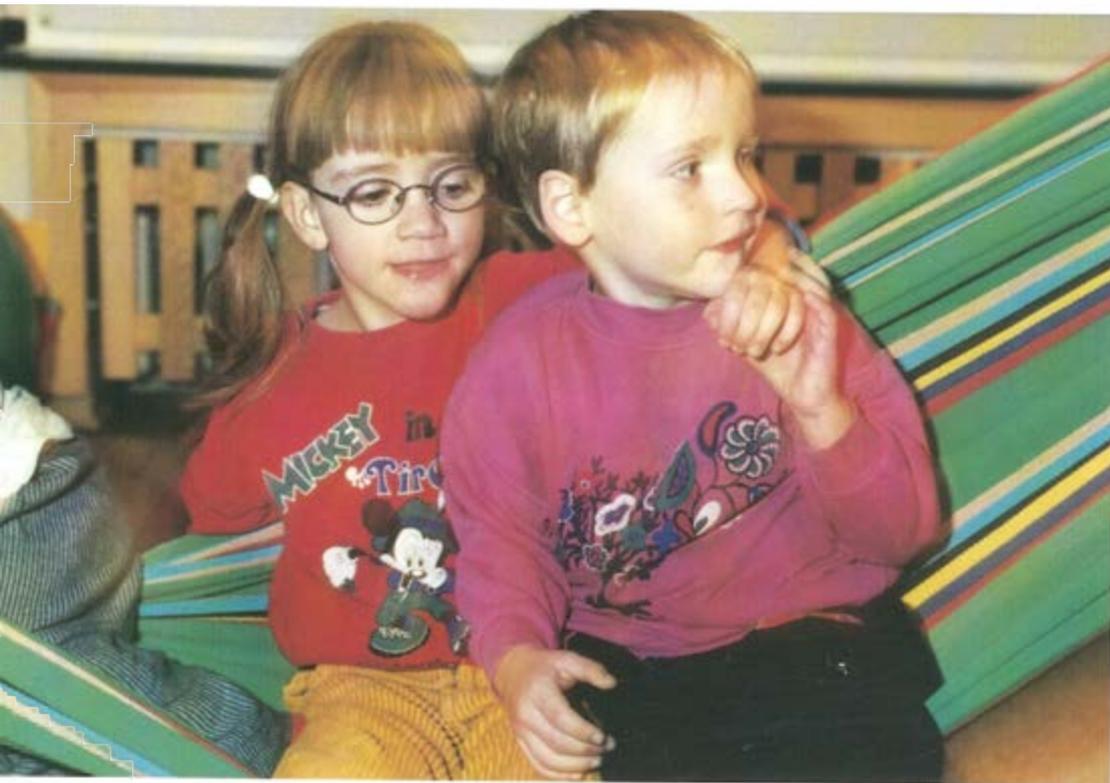
qualifizierte Hilfe durch hauptamtliche Mitarbeiter – ein kooperatives Hilfesystem, von dem die Caritas Oberhausen bis heute lebt und das bis heute nichts an Effizienz und Aktualität verloren hat.

Doch zunächst zurück zu den Anfängen, die geprägt sind von den Folgewirkungen des ersten Weltkriegs. Hohe Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Not bestimmen die Lebenssituation der Menschen im Ruhrgebiet, so auch in Oberhausen. Entsprechend sehen die ersten Hilfen des noch jungen Wohlfahrtsverbandes aus: im bescheidenen Büro an der Königsstraße (heute: Helmholtzstraße) werden Beratung, Be-

gleitung und Unterstützung für Kinder und bedürftige Familien angeboten. 1930 wird einem dringenden Bedarf entsprechend der Bereich „Hauspflege“ installiert, der mit geschultem Personal in Familien einspringt, wenn etwa die Mutter durch Krankheit ausfällt. Gerade diese konkreten und menschnahen Hilfen verhelfen der Caritas schon bald zu hohem Ansehen in der Bevölkerung.

Doch mit Beginn des Nationalsozialismus steht der Verband schon bald vor einer der größten Herausforderungen seiner Geschichte. Beginnend mit dem Jahr 1933 werden die sozialen Dienste gegen den erklärten Willen der Caritas von der National-

sozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) übernommen und unter deren Ideologie weitergeführt. Lediglich die Fürsorgearbeit im Bereich der Jugendhilfe bleibt dem katholischen Verband noch eine kurze Zeit überlassen, ab 1936 gibt es dann endgültig keine offiziellen Berichte mehr: die Caritas und ihr soziales Engagement scheinen in die Knie gezwungen. Aber gerade in dieser schweren Zeit zeigt sich die Stärke des ch-



In der Heilpädagogischen Tagesstätte an der Dieckerstraße werden behinderte Kinder im Vorschulalter gefördert. Besonderheit: die Sprachheilgruppe mit gezielter Therapie für sprachgestörte Kinder

sammenschließen, steht damit auch als Synonym für einen Aufbruch in eine neue Zeitrechnung sozialcaritativer Dienstleistung. Vernetzt mit dem ehrenamtlichen Engagement „vor Ort“ gibt es jetzt die fachlich



Beim gemeinsamen Spiel lernen die Kinder am meisten.

renamtlichen Engagements, das durch die in den Pfarrgemeinden heimlich weiter arbeitenden Gruppen und den Klerus lebendig gehalten wird.

Die spätere Wiederaufnahme der hauptamtlichen Sozialarbeit sollte hierdurch wesentlich erleichtert werden: bereits unmittelbar nach Kriegsende beginnt die von Caritas und Diakonie gemeinsam getragene Bahnhofsmision ihren Dienst für Evakuierte, Flüchtlinge, Heimatvertriebene und Angehörige von Vermissten. Allein in den ersten drei Jahren werden hier rund 220.000 hilfebedürftige Personen betreut. Ebenfalls im Jahre 1945 nehmen kirchlicher Suchdienst und Kinderlandverschickung ihre Tätigkeit auf, zusätzlich übernimmt

Einsatzplanung in der Sozialstation Sterkrade – unverzichtbar für die häusliche Krankenpflege der Caritas



der Caritasverband die Verteilung von Lebensmittelpenden an die Oberhausener Bevölkerung. Die Geschäftsstelle ist zu dieser Zeit im Kindergarten St. Joseph in Styrum untergebracht. Von dort aus wird mit der Betreuung der Oberhausener Notunterkünfte begonnen (1952), gleichzeitig entsteht eine Beratungsstelle für Suchtkranke. 1962 öffnet das Carl-Sonnenschein-Haus seine Pforten für die wachsende Zahl von Nichtsesshaften, denen neben einer Kurzzeitunterbringung auch Beratung, Bekleidungs hilfen und Dauerwohnplätze angeboten werden. Zwei Jahre später folgt die Einweihung der Tageseinrichtung für geistig Behinderte,

die kurz darauf zur Heilpädagogischen Tagesstätte wird und sich an der Dieckerstraße um die Förderung behinderter Kinder im Vorschulalter kümmert.

1965 bezieht die Geschäftsstelle des wachsenden Wohlfahrtsverbandes ihre neuen Räumlichkeiten an der Mülheimer Straße 188, drei Jahre später wird Sozialarbeiter Georg Bierwald zum Geschäftsführer ernannt. Mit ihm beginnt eine Zeit des konsequenten Ausbaus sozialer Dienste für die unterschiedlichsten Zielgruppen. Nach dem Leitwort des Deutschen Caritasverbandes „Not sehen und handeln“ entstehen in den Folgejahren unter anderem Frühförderung für entwicklungsverzögerte Kinder, Erziehungsberatungsstelle und Franziskus-Haus, Wohnstätte für Behinderte an der Sterkrader Eulenstraße. Aber auch der Kauf eines alten Bauernhofes auf der niederländischen Nordseeinsel Terschelling fällt in diese Zeit und bildet einen Meilenstein in der 75-jährigen Geschichte des Wohlfahrtsverbandes: mit ehrenamtlichen Kräften renoviert und geringem finanziellen Aufwand hergerichtet, dient der „Maartenshof“ bis zum heutigen Tag Oberhausener Kindern und Senioren als Feriendomizil.

Auf völlig neues Terrain wagt sich die Caritas mit der Übernahme von Aufgaben im Bereich der häuslichen Krankenpflege (1980). Die Caritas-Sozialstationen führen ab diesem Zeitpunkt die jahrzehntelange Tätigkeit der Gemeindegewestern fort und versorgen mit fachlich qualifiziertem Pflegepersonal kranke und alte Menschen in deren Haushalt. Ebenfalls 1980 ent-



Das Caritas-Zentrum Sterkrade liegt mitten im Stadtteil und ist Anlaufstelle für alle Bürgerinnen und Bürger

stehen die Kontakt- und Beratungsstelle für psychisch Erkrankte sowie die Flüchtlingsberatung, die eng mit den Sozialdiensten für ausländische Arbeitnehmer kooperiert. Als das Jugendwerk „Die Brücke e.V.“ 1984 Konkurs anmelden muss, springt die Oberhausener Caritas in die Bresche und übernimmt zwei Rehabilitationseinrichtungen für seelisch behinderte junge Erwachsene. Durch die mutige Entscheidung des Verbandes behalten 30 junge Menschen ihr Zuhause und 34 Mitarbeiter ihren Arbeitsplatz. Mit Eröffnung des Wilhelm-Knappmann-Hauses, benannt nach dem langjährigen Caritas-Vorsitzenden und Stadtdechanten, entsteht 1996 in Oberhausen die erste Wohneinrichtung für psychisch Erkrankte. Eine neue Ära be-

ginnt dann im Dezember 1998: nach fast 30-jähriger Tätigkeit geht Georg Bierwald in den Ruhestand und übergibt die Geschäftsführung an Werner Großmühlenbruch. In der Folgezeit führt die Caritas eine zukunftsorientierte Organisationsstruktur ein und errichtet Außenwohngruppen sowie ein Arbeits- und Beschäftigungsprojekt für psychisch Erkrankte.

Sie bilden den vorläufigen Schlusspunkt im Lebenslauf der „alten Dame Caritas“, wie der Verband einmal liebevoll von NRZ-Lokalchef Heinz Ingensiep genannt wurde. Unerwähnt bleiben muss dabei eine Vielzahl von Diensten, die zwischenzeitlich unter dem Dach der verschiedenen Einrichtungen und als Reaktion auf sich verändernde gesellschaftliche Rah-

menbedingungen entstanden sind - vom Kleinkind über Jugendliche und deren Eltern bis hin zu älteren Menschen, unabhängig von Herkunft, sozialem Status oder Religionszugehörigkeit. Unter teilweise widrigen Umständen und aus kleinsten Anfängen heraus hat sich so über sieben Jahrzehnte ein hochqualifizierter Wohlfahrtsverband entwickelt, der seinen festen Platz mitten im Oberhausener Leben gefunden hat. „Ohne die Caritas wäre unsere Stadt ein ganzes Stück ärmer“, charakterisierte Oberbürgermeister Burkhard Drescher denn auch den Stellenwert des Verbandes in seiner Ansprache aus Anlass des 75-jährigen Bestehens, wohl auch als Ausdruck der guten und vertrauensvollen Zusammenarbeit zwischen Caritas, Politik und Verwaltung. Diese enge Kooperation ist wesentlicher Teilaspekt einer Entwicklung, die mit dem Jubiläumsjahr 2000 noch lange nicht abgeschlossen ist.

Nach der Devise „Stillstand ist Rückschritt“ reagiert die Caritas auf sich verändernde wirtschaftliche und gesellschaftliche Rahmenbedingungen und macht sich auf den Weg in das neue Jahrtausend. „Aufbruch und Visionen“ - beides ist heute notwendiger denn je, will die Caritas doch auch zukünftig den an sie gestellten Anforderungen gerecht werden und mit ungebremstem Engagement für die Menschen in dieser Stadt da sein. Neue Organisationsstruktur oder Qualitätsmanagementprozess sind da nur zwei Stichworte aus einem umfassenden Maßnahmenkatalog, der zur Sicherung des sozialen Dienstleistungsangebotes und damit auch zur Sicherung von Arbeitsplätzen beitragen soll. Grundlage aller Bemühungen ist dabei das Caritas-Leitbild aus dem Jahre 1996, das die verbandliche Handlungsphilosophie festschreibt und den Menschen unverrückbar in den Mittelpunkt stellt - und auch das ist ganz typisch Caritas!

menbedingungen entstanden sind - auch sie stehen für Aufbruch und Visionen als zwei typischen Merkmalen caritativer Arbeit. Heute hat der Oberhausener Caritasverband 350 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sich in insgesamt 30 Diensten und Einrichtungen um jährlich rund 16.000 Oberhausener Bürgerinnen

und Bürger kümmern - vom Kleinkind über Jugendliche und deren Eltern bis hin zu älteren Menschen, unabhängig von Herkunft, sozialem Status oder Religionszugehörigkeit. Unter teilweise widrigen Umständen und aus kleinsten Anfängen heraus hat sich so über sieben Jahrzehnte ein hochqualifizierter Wohlfahrtsverband entwickelt, der seinen festen Platz mitten im Oberhausener Leben gefunden hat. „Ohne die Caritas wäre unsere Stadt ein ganzes Stück ärmer“, charakterisierte Oberbürgermeister Burkhard Drescher denn auch den Stellenwert des Verbandes in seiner Ansprache aus Anlass des 75-jährigen Bestehens, wohl auch als Ausdruck der guten und vertrauensvollen Zusammenarbeit zwischen Caritas, Politik und Verwaltung. Diese enge Kooperation ist wesentlicher Teilaspekt einer Entwicklung, die mit dem Jubiläumsjahr 2000 noch lange nicht abgeschlossen ist.

Nach der Devise „Stillstand ist Rückschritt“ reagiert die Caritas auf sich verändernde wirtschaftliche und gesellschaftliche Rahmenbedingungen und macht sich auf den Weg in das neue Jahrtausend. „Aufbruch und Visionen“ - beides ist heute notwendiger denn je, will die Caritas doch auch zukünftig den an sie gestellten Anforderungen gerecht werden und mit ungebremstem Engagement für die Menschen in dieser Stadt da sein. Neue Organisationsstruktur oder Qualitätsmanagementprozess sind da nur zwei Stichworte aus einem umfassenden Maßnahmenkatalog, der zur Sicherung des sozialen Dienstleistungsangebotes und damit auch zur Sicherung von Arbeitsplätzen beitragen soll. Grundlage aller Bemühungen ist dabei das Caritas-Leitbild aus dem Jahre 1996, das die verbandliche Handlungsphilosophie festschreibt und den Menschen unverrückbar in den Mittelpunkt stellt - und auch das ist ganz typisch Caritas!



Freizeitgestaltung im Franziskus-Haus, der Caritas-Wohnstätte für Behinderte an der Sterkrader Eulenstraße



Besonders entlang des Rhein-Herne-Kanals laden viele neue Wege zu Radtouren ein

FREIZEIT

Das Umsteigen lohnt sich

Oberhausen auf dem Weg zur „fahrradfreundlichen Stadt“

VON HELMUT KAWOHL

Parkplätze in der Innenstadt sind Mangelware, die Spritpreise erreichen astronomische Höhen, die Straßen sind dennoch mit Autos verstopft und die Fahrten zum Arbeitsplatz, zum Einkauf oder zum Freizeitvergnügen dauern immer länger. Alltag auch in Oberhausen. Warum also nicht mal gegen den Strom schwimmen und umsatteln - von vier auf zwei Räder. Auch auf diesem Gebiet hat sich in Oberhausen in den letzten Jahren viel Positives getan, hat die Stadt große Anstrengungen unternommen, um möglichst bald in die Arbeitsgemeinschaft „Fahrradfreundliche Städte und Gemeinden in Nordrhein-Westfalen“ aufgenommen zu werden. Nicht zuletzt hat Oberhausen eine Tradition als Radfahrbegeisterte Stadt - seit 50 Jahren wird hier alljährlich zu Pfingsten das große internationale Straßenradrennen um den Preis der Möbelstadt Rück veranstaltet.

Der große Wurf für das Radverkehrsnetz in Oberhausen, das seit vielen Jahren systematisch ausge-

baut wird, kam zweifelsohne 1999 mit der Landesgartenschau Olga. 3,2 Kilometer neue Fuß- und Radwege mit insgesamt 13 neuen Brücken und einer Unterführung verbinden heute über trennende Linien wie Rhein-Herne-Kanal, Emscher, Autobahn und Eisenbahngleise die nördlichen mit den südlichen Stadtteilen Oberhausens. Allein hierfür wurden 35,5 Mio. DM investiert. Wer beispielsweise mit dem Fahrrad quer durch die Stadt von Sterkrade oder Osterfeld nach Alt-Oberhausen fahren will, kann dies jetzt abseits verkehrsreicher Straßen tun. Vorbei am Olga-Gelände und parallel zur Straßenbahn- und Bustrasse erreichen Radler zunächst das Centro und den Gasometer in der Neuen Mitte Oberhausen, von dort geht es weiter durch den Gewerbepark „Am Technologiezentrum“ und über die alte „Henkelmann-

fahren geöffnet. Viele gute Argumente also, öfter mal mit dem Fahrrad zu fahren – nicht zuletzt der Umwelt und der eigenen Gesundheit zuliebe.

Die vielen neuen Verbindungen waren die Voraussetzung dafür, in Oberhausen ein einheitliches Wegweisesystem für den Radverkehr zu installieren. Die rot-weißen Schilder mit den Fahrrad-Symbolen weisen heute an 142 Standorten im Stadtgebiet in alle Richtungen auf insgesamt 43 Ziele hin, von denen 28 innerhalb Oberhausens und 15 in den Nachbarstädten liegen. 25-mal sind alltägliche Ziele wie Bahnhöfe oder Stadtteilzentren ausgeschildert, 18-mal Sehenswürdigkeiten wie Schloss Oberhausen oder Burg Vondern. Wem das nicht reicht, der kann auf den begehrten Fahrrad-Stadtplan Oberhausen zurückgreifen, der im Maßstab 1:20 000 sämtliche Verbindungen wie Radwege, Radfahrstreifen und Angebotsstreifen für Alltags- und Freizeitradfahrer sowie das vom Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Club (ADFC) entwickelte Haupttroutennetz enthält und der 2001 neu aufgelegt wird.

Immer wenn in Oberhausen Straßen um- oder ausgebaut werden, wird heute die Chance genutzt, das Radfahren vor allem sicherer zu machen. Durch entsprechende Ratsbeschlüsse wurden in der Vergangenheit jedes Jahr etwa zwei Millionen Mark investiert. Dennoch gibt es an stark befahrenen Straßen im Stadtgebiet aber auch in den



Die rot-weißen Schilder mit dem Fahrrad-Symbol weisen 43 verschiedene Ziele aus

Brücke“ nach Alt-Oberhausen. In Richtung Norden soll Anfang 2001 Baubeginn sein für eine neue Fuß- und Radwegeverbindung von der öffentlichen Golfanlage Jacobi – sie ist heute schon mit dem Landesgartenschau-Gelände verbunden – zur Zeche Franz Haniel an der Stadtgrenze Bottrop. Eine Strecke, die früher für Bergetransporte genutzt wurde. Und auch die Emschergenossenschaft hat in Oberhausen ihre Betriebswege entlang des Emscherdeiches zum Rad-

Innenstädten von Alt-Oberhausen und Sterkrade in den nächsten Jahren noch einiges zu verbessern. Eine Besonderheit im Ruhrgebiet sind die vielen Kilometer stillgelegter Bahnanlagen, die heute zu attraktiven Fuß- und Radwegen ausgebaut werden können. Nicht nur, dass diese neuen Wege unabhängig vom vorhandenen Straßennetz verlaufen, sie verbinden auch Ziele miteinander, die bislang so nicht erreichbar waren. Beispiele in Oberhausen sind die alte Bahnstrecke zwischen Duisburg-Ruhrort und Mülheim-Styrum, die für die Alstadener Bürgerinnen und Bürger sehr in-



Auf den Betriebswegen der Emschergenossenschaft entlang des Emscherdeichs darf heute geradelt werden

Unterhaltung der vorhandenen Anlagen gilt dem Abstellen von Rädern ein Hauptaugenmerk. Allein in den innerstädtischen Bereichen von Alt-Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld wurden in den letzten Jahren ohne die Bahnhöfe 350 moderne Vorrichtungen geschaffen, in denen Fahrräder vor Diebstahl und Umfallen geschützt sind.

Am Oberhausener Hauptbahnhof betreibt das Zentrum für Ausbildung und berufliche Qualifikation Oberhausen e.V. (ZAQ) seit 1997 in den Räumen der ehemaligen Expressgutabfertigung eine erfolgreiche Radstation, die über 362 Einstellplätze verfügt. Neugestaltung und Finanzierung waren eingebettet in das Landesprogramm „100 Fahrradstationen in NRW“ und in den Umbau des Oberhausener Hauptbahnhofs. Neben der Bewachung der Fahrräder wird in der Radstati-

ZAQ betreibt am Hauptbahnhof eine erfolgreiche Radstation mit 362 Einstellplätzen

teressant ist, und die ehemalige „Hafenbahnstrecke“ zwischen Sterkrade und Duisburg-Walsum, mit der Naherholungsgebiete wie der Revierpark Mattlerbusch, der Sterkrader Wald und die Hühnerheide angebunden werden können.

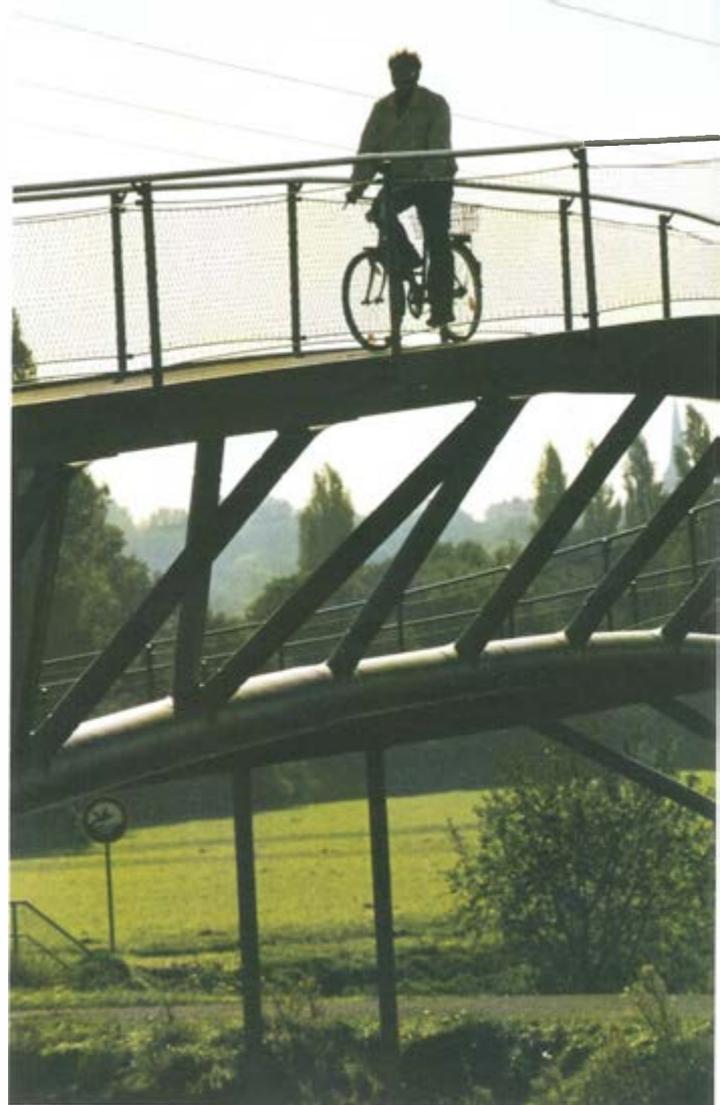
Der Ausbau und die Pflege von Radwegen, der Bau weiterer Abstellanlagen mit dem Ziel, sie mit dem Öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV) zu verknüpfen, eine offensive Öffentlichkeitsarbeit, das Schaffen privater/halböffentlicher Service- und Dienstleistungen rund um das Fahrrad sowie die Fortsetzung der bereits seit langem praktizierten erfolgreichen Zusammenarbeit mit dem ADFC sind die Bausteine, mit denen die Stadt auch in Zukunft die Fahrradförderung in Oberhausen betreiben will. Neben dem Radverkehrsnetz und der



on eine Vielzahl von Angeboten bereitgehalten: Pannenhilfe und Kleinreparaturen, Vermietung von Fahrradcontainern, Sicherheitschecks, Fahrradverleih und -pflege, Gebrauchtmärkte und Recycling, Fahrradcodierung, Fahrradtourismus, Ersatzteilverkauf, Versand von Fahrrädern, geführte Radtouren in Zusammenarbeit mit dem Rheinischen Industriemuseum, Kurierdienste. Kaum eine Fahrradstation in Nordrhein-Westfalen kann so viel vorweisen. Der Radverleih hat sich gut entwickelt, die Zahl der Leihräder wurde von ehemals zwölf auf inzwischen knapp 40 aufgestockt. Angebote für Gruppen und die Kooperation mit örtlichen Hotels haben erste Erfolge gezeigt. Für touristische Ausflüge können Fahrräder auch im Haus Ripshorst am Rhein-Herne-Kanal ausgeliehen werden.

Gleich hinter dem Hauptbahnhof, im Bürgerzentrum Altenberg, hat der ADFC seine Geschäftsstelle. Ob neue Radverkehrsanlagen, die Radstation oder die Fahrradwegweisung – vieles, was vor Ort in Oberhausen erreicht wurde, hat der ADFC angestoßen, kritisch und konstruktiv begleitet. Die ehrenamtlich tätige Gemeinschaft von Fahrradbegeisterten ist parteipolitisch neutral, aber parteilich, wenn es um die Interessen Rad fahrender Menschen geht. Nicht zuletzt hat der ADFC unter Umweltgesichtspunkten auch ein großes Herz für Menschen, die Busse oder Bahnen benutzen. Abwechslungsreich geführte Radtouren von beschaulich bis sportlich, Hilfe bei der Urlaubsplanung mit dem Rad, aktuelle Fahrradkarten und Diavorträge sind nur einige aktuelle Beispiele der Arbeit des ADFC.

Apropos Radtouren: Das Oberhausener Radverkehrsnetz ist aufgebaut nach dem Wegweisungssystem innerhalb der Stadt (rote Beschilderung), dem Emscher Park Radweg, den überregionalen R-Wegen (grüne Beschilderung), der geplanten Emscherweg/Rotbachroute und dem ebenfalls geplanten und schon ausgeschriebenen Radverkehrsnetz NRW, das durch Oberhausener Stadtgebiet führen und die vier Nachbarstädte Duisburg, Essen, Mülheim und Bottrop anbinden wird. Fast alle Verbindungen treffen sich – wie sollte es anders sein – in der Neuen Mitte am Rhein-Herne-Kanal zwischen Stadion Niederrhein und dem Haus Ripshorst nahe der Essener Stadtgrenze. Der Rhein-Herne-Kanal ist längst nicht mehr nur der



Rad fahren in Oberhausen macht immer mehr Spaß

Industrieschiffahrt vorbehalten, sondern ein beliebtes Ziel für touristische Bootstouren, Radfahrer und Spaziergänger geworden.

Im Ruhrgebiet gibt es heute ein überaus dichtes Netz von regionalen Radwanderstrecken und örtlichen Radwanderverbindungen, was die vielen Fahrradpläne für Oberhausen und Umgebung beweisen, die vom Kommunalverband Ruhrgebiet, aber auch vom ADFC und den Städten selbst herausgegeben werden. Abseits der Hauptverkehrsstraßen bietet vor allem der Emscher Park Radweg interessante Einblicke in die industrielle Vergangenheit der Emscherzone, die aus anderer Perspektive so nicht zu erleben sind. Auf einer Länge von insgesamt 230 Kilometern

verbindet der Radweg das westliche und das östliche Ruhrgebiet von Duisburg bis Bergkamen. Die Route führt zu technischen Denkmälern des Industriezeitalters im Ruhrgebiet, zu Aussichtspunkten, neuen Landmarken oder auf umgestaltete Halden. Seit der Eröffnung des Radweges im Jahr 1994 wurden die Wegeführung kontinuierlich verbessert und viele Kilometer Radwege in den einzelnen Städten neu angelegt.

Jüngstes Beispiel ist der im Oktober 2000 vom Kommunalverband Ruhrgebiet (KVR) endgültig fertig gestellte Rad- und Wanderweg „Grüner Pfad“, der Duisburg und Oberhausen verbindet und auf ehemaligen Güterbahntrassen vom Landschaftspark Nord bis zum Gasometer führt. 10,4 Mio. DM sind in den Ausbau der zehn Kilometer langen Strecke geflossen, allein sechs Brücken mussten umgebaut oder saniert, eine sogar neu gebaut werden. 800 neu gepflanzte Bäume und über 2000 Sträucher säumen den Wegesrand. Durchgeführt wurden die Arbeiten überwiegend von Langzeitarbeitslosen im Rahmen eines Beschäftigungsprogramms. Eine Verlängerung des Radweges bis zum Rhein und in den Oberhausener Stadtteil Sterkrade ist in der Planung.

Die nördliche Route des Emscher Park Radweges vom Landschaftspark Duisburg-Nord erreicht in Buschhausen Oberhausener Stadtgebiet. Hier führt der Weg vorbei am Stadion Niederrhein, am Schloss Oberhausen, am Gasometer sowie am Haus Ripshorst im gleichnamigen Gehölzgarten. Über Vonderort geht es weiter zur Bottroper Halde Batenbrock mit dem 50 Meter hohen Aussichtsturm in Form eines Stahl-Tetraeders, zum Gründerzentrum Arenberg - ein ehemaliges Zechengelände in der Bottroper Innenstadt - sowie zu den historischen Arbeitersiedlungen Brauck, Welheim und Karnap im Städtedreieck Gladbeck, Bottrop und Essen. Hinter dem RWE-Kraftwerk in Karnap führt der Radweg wieder an den Rhein-Herne-Kanal und dort entlang weiter über Gelsenkirchen-Schalke, Herten und Castrop bis zum Schiffshebewerk in Henrichenburg kurz vor Datteln. Und wer gleich auf mehrtägige Tour gehen will, kann von hier auf dem neuen Dortmund-Ems-Kanal-Radweg bis zur ostfriesischen Nordseeküste pedalen ...

Nicht minder attraktiv ist eine Tour auf der südlichen Route des Emscher Park Radweges, der vom Au-

tobahnkreuz Duisburg und den Ruhrwiesen kommend zunächst Oberhausen-Alstaden erreicht. Von hier geht es über Styrum und Dümpten zum Schloss in Essen-Borbeck. Weitere Höhepunkte auf der Fahrt in Richtung Dortmund sind die ehemaligen Zechen Carl und Zollverein in Essen sowie der Wissenschaftspark Rheinelbe in Gelsenkirchen. In den grünen Oberhausener Norden führt die beliebte Radwanderstrecke R 23. Abseits jeglichen Verkehrstrubels radelt man über Revierpark Vonderort, Bottrop-Fuhlenbrock und Gut Fernewald zum beliebten Ausflugsziel



Stillgelegte Eisenbahntrassen wie hier in Alstaden werden zu attraktiven Fuß- und Radwegen ausgebaut

„Grafenmühle“ und weiter zum Flugplatz Schwarze Heide, wo der alte Doppeldecker „Antonov“ zu Rundflügen über Oberhausen einlädt. Die Kirchheller Heide und das Naturschutzgebiet Hiesfelder Wald bieten weitere Möglichkeiten für Radsportbegeisterte.

Oberhausen hat seine Bewerbung als „fahrradfreundliche Stadt“ in Nordrhein-Westfalen abgegeben. Viele Städte sind an den Juroren der kritischen Auswahlkommission, die auch Oberhausen unter die Lupe nehmen wird, gescheitert. Die Chancen für Oberhausen waren aber nie besser als heute, denn die zunehmende Zahl der Alltags- und Freizeitradfahrer belegt: „Das Umsteigen lohnt sich, in Oberhausen lässt es sich gut Rad fahren!“



*Der Bogen und die Nerven sind gespannt:
Nun gilt es, den richtigen Augenblick
zu erwischen*

SPORT

Die olympischen Ringe vor den Augen

*Bogenschütze Christian Stubbe
vertrat Oberhausen
in Sydney*

VON PHILIP EISENHARDT

Die Szene kennt fast jeder: Der Schütze nimmt seinen Pfeil aus dem Köcher und schießt das Seil durch, an dem sein Freund gehängt werden soll. Ein Tumult bricht aus, der Todeskandidat kann entfliehen. Die Vogelfreien feiern ihren Sieg, ganz besonders ihren besten Schützen. Die Szene stammt aus einer englischen Volksballade des ausgehenden Mittelalters und spielt in Sherwood. Der Name des Schützen: Robin Hood.

Szenenwechsel - Sydney, 18. August 2000: Es ist ein heißer Tag. Ein australischer Junge steht an einem Eisstand, die Vorfreude auf die Erfrischung ist nicht zu übersehen. Kurz bevor er an der Reihe ist, überlegt es sich jedoch anders und kehrt den Wartenden den Rücken. Der Grund dafür trägt einen schwarz-weißen Trainingsanzug der deutschen Olympia-Mannschaft und verlässt soeben den abgesperrten Bereich der Sportler und Funktionäre. Sekunden später hat der Junge nicht mehr Geld für das Eis in der Hand, sondern Stift und Zettel. Die Freude wird

noch größer, als Christian Stubbe mit seiner Unterschrift die stolze Sammlung des Kleinen erweitert.

Der 18-jährige Oberhausener hat keinem das Leben gerettet, auch wenn er kurz zuvor seine Pfeile mit einer Präzision abgeschossen hatte, die sich ein



Traumkulisse in Sydneys Archery Park - da strahlte nicht nur die Sonne

Robin Hood gewünscht hätte. Die Zuschauer im „Archery Park“ von Sydneys Stadtteil Homebush Bay wissen das zu schätzen. Sie mögen die Startnummer 54, die in der ersten Runde des olympischen Wettbewerbs im Bogenschießen für eine Überraschung gesorgt hatte, als sie den ehemaligen Weltranglisten-Ersten Lionel Torres aus Frankreich um dessen Hoffnung auf Edelmetall brachte.

Die Unterstützung des Publikums half Christian Stubbe in der Runde der letzten 32 aber auch nicht weiter. Ein misslungener Schuss bei Wind gleich zu Beginn des Duells kostete ihn gegen einen Chinesen die Chancen auf einen Sieg. „Das macht mir aber nichts“, meint der einzige deutsche Teilnehmer zurückhaltend, „es war schon ein toller Erfolg, dabei gewesen zu sein.“

Daran hatte vor zehn Jahren noch keiner denken können. Während sich andere im Fußballverein versuchten und von einer großen und ruhmreichen Kar-

riere in der Bundesliga träumten, trat Christian aus dem Leichtathletikverein aus. „Das habe ich zwei Jahre gemacht und gemerkt, dass es nichts für mich war“, blickt er zurück. Wie gut, dass der Vater die Befürchtung hatte, der Sohn könne ein Stubenhocker werden. „Irgendwas muss ich machen, hat er gesagt.“ Fußball, Tennis, Handball? „Wären auch nicht das Richtige gewesen.“ Bogenschießen war der vierte Vorschlag, das war ein Treffer.

Damit konnte die Karriere beginnen, auch wenn es noch ein paar Tage dauerte. „Erstmal mussten wir ja noch rausfinden, wo ein Verein war und wann trainiert wurde“, erinnert sich Christian. Bogenschießen kennt jeder, als Sportart ist es anerkannt und geachtet - das Schicksal, eine Randsportart zu sein, muss es dennoch ertragen.



Zum Trainingsalltag gehört auch das Herausziehen der Pfeile

Der Weg führte Stubbe zum BSC Oberhausen. Eine gute Entscheidung, wie sich später herausstellen sollte. Schnell gelangen die ersten Erfolge. Das hat auch im außersportlichen Bereich seine Vorteile, man kommt herum. Dänemark, Spanien, Türkei, Frankreich, Australien - in diese fünf Länder führte ihn der Sport allein im Jahr 2000. „In der Schule war ich in



*Christian Stubbe und die Ringe -
70 Meter trennen sie*

diesem Jahr wirklich nicht sehr oft, aber das nehmen Mitschüler, Lehrer und Schulleitung sehr locker“, ist Christian Stubbe froh. Am Ende dieses Schuljahres will er am Freiherr-vom-Stein-Gymnasium sein Abitur machen.

Wer sollte ihm es auch schon übel nehmen? Eine Olympia-Teilnahme ist für fast alle Sportler noch immer das Größte, Kommerzialisierung der Spiele hin oder her. Noch besser ist natürlich eine Medaille. Aber wie groß der Druck werden kann, wenn Gold von einem erwartet wird, musste der Abiturient auch miterleben. Kurz nach seinem Ausscheiden in Sydney zog es ihn zur Athleten-Party ins Deutsche Haus, dem Treffpunkt der deutschen Sportler sowie anderer Stars und Sternchen. Gut gelaunt genoss er nach seinem 27. Platz den Abend, während neben ihm einer jungen Dame die Tränen im Gesicht standen. Erst beim zweiten Hinsehen erkannte man sie als Franziska van Almsick, die auch für die Olympioniken der Star im deutschen Team war. Sie war am selben Tag

auf Rang vier geschwommen.

Sie aber konnte nach der Kritik auch auf etwas vertrauen: Die Sportler im Dorf achten sich. „Das war wirklich toll“, fand Oberhausens Sportler des Jahres 1999, „da interessiert es keinen, wer was wie erfolgreich macht. Alle sind gleich.“ Somit erhielt er auch wie alle anderen die Vorteile des Olympioniken-Seins: Freies Essen bei einer großen amerikanischen Fast-food-Kette und eine Münze, mit der es sich an Automaten umsonst eine Cola ziehen lässt. Sachen, die für die Superstars der Welt Grund genug zum Schwärmen waren. Kleine Freuden können große Freude machen, große aber auch.

Aber: Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Die ersten zwei Wochen seines einmonatigen

Aufenthalts „down under“ standen ganz im Zeichen des Bogenschießens. Morgens nach dem Frühstück auf den Trainingsplatz, zum Mittagessen zurück. Dann wieder in den Shuttle-Bus und zur Nachmittagseinheit. Die ganze Welt schaute auf Sydney und kannte die Sehenswürdigkeiten der heimlichen Hauptstadt Australiens aus unzähligen TV-Beiträgen, nur die Sportler bekamen in der Zeit vor ihren Wettkämpfen kaum etwas davon mit. „Bisher kenne ich nur den Bogenschieß-Platz, das Olympische Dorf und den Park“, erzählte Christian, als er bereits gut eine Woche in Sydney war. Erst nach dem Ausscheiden konnte Oberhausens erster Olympionike seit den Leichtathleten Willi Wülbeck und Karsten Stolz (1984) Land und Leute kennen lernen. Verständlicherweise spät, aber sicher nicht zu spät. „Schon eine tolle Stadt mit äußerst freundlichen Leuten“, erinnert er sich gern an die Zeit auf dem Fünften Kontinent. Nach dem Bronze-Gewinn der Bogenmannschaft der Damen und dem Ende der Bogen-Wettkämpfe blieb für die Nationalkader-Athleten auch Zeit für einen Trip in die Nähe von Brisbane.

„Wir hatten uns vorgenommen, vier Tage zu bleiben und ein bisschen Urlaub am Strand zu machen“, erinnert sich Christian. Doch der Ausflug erfolgte zur falschen Zeit. In den wenigen Tagen nämlich, in denen es selbst in den australischen Subtropen – rund 1000 Kilometer nördlich der Olympiastadt – kühl und regnerisch war. Nur einen Tag blieben die Bogenschützen schließlich, am Morgen des zweiten Tages zogen sie dem kühlen Strand doch lieber den nächsten Flug zurück nach Sydney vor.

Dass während der 16 Olympia-Tage die Welt auf die Stadt mit der wohl berühmtesten Oper schaute, blieb auch den deutschen Bogenschützen nicht verborgen. Erst recht nicht dem einzigen männlichen deutschen Teilnehmer, der seit einigen Monaten auch Junioren-Weltmeister mit der Mannschaft ist: Christian Stubbe. Gemeinsam mit Deutschlands Turner Nummer eins, Andreas Wecker, gab er der „Welt am Sonntag“ ein Interview. Interview-Wünsche und Zeitungsberichte über ihn häuften sich, lediglich das Fernsehen in heimischen Landen zeigte sich dem Archery, wie das Bogenschießen in der Englisch-sprachigen Welt heißt, wenig verbunden.

Trotz des Rummels blieb letztlich dennoch Freizeit. Auch wenn Christian Stubbe das ausspricht, was sich im September viele Sydney-Besucher dachten: „Es gibt dort so viel zu sehen, dass ich gerne noch ein paar Tage länger geblieben wäre.“ Zu einem Besuch der Oper („Eher, damit ich mal drin war“) reichte es aber, ein paar andere Schenswürdigkeiten standen ebenso auf dem Plan. Der Höhepunkt der Karriere soll Sydney jedoch noch lange nicht gewesen sein. Intensives Training ist dafür jedoch notwendig, das man als reiner Amateur kaum absolvieren kann. Der zukünftige Beruf steht deshalb schon seit längerer Zeit fest: Sportsoldat. „Da hat man ideale Bedingungen“, weiß



*Training mit dem Mannschaftskollegen
Jürgen Vennemann an der Lindnerstraße*

er nicht erst seit Gesprächen mit „Gleichgesinnten“ in Sydney. Zunächst für zwei Jahre will er sich verpflichten, dann sehen, wie es läuft. „Auch Pilot stelle ich mir interessant vor.“

Ärgert es einen denn eigentlich, dass es in Deutschland nicht wie in vielen anderen Ländern den Profi-Bogenschützen gibt? „Manchmal schon. Aber dann müsste ich auch viele Interviews geben und das mache ich nicht so gerne.“ Verstanden.



Die albanische Violinistin Lindita Hoxha bei der 68. Matinee im Zentrum Altenberg

KULTUR

Streichquartett ohne Stehlampe

Oberhausener Kammerkonzerte im Wandel

VON HAJO BERNS

Kammerkonzerte in Oberhausen - Strukturwandel im Dienste der strukturellen Feinarbeit. Altenberg, Ebertbad, Burg Vondern: Wo auch immer Kammerkonzerte in Oberhausen stattfinden, nichts ist mehr wie es war. Wenn man so will: Streichquartett ohne Stehlampe.

„Kammerkonzerte haben in einer Stadt wie Oberhausen keine Chance“, so dachten in den frühen 80er Jahren viele - und die rückläufigen Hörerzahlen der damals vom Mittelsaal der Stadthalle ins Theater umgezogenen städtischen Reihe schienen ihnen Recht zu geben. Fast schon folgerichtig, dass die Kommune sich kurz darauf von dem ungeliebten Kind trennte.

Dabei darf natürlich nicht vergessen werden, dass sich unter den eingeladenen Interpreten immer seltener erste Adressen fanden. Ein Teufelskreis, den ein rundes Jahrzehnt später auch die Nachbarstadt Mül-



„Grimm Salabim“:
Zauberei mit Magic Schorsch

heim an der Ruhr erleben sollte. Dort versuchte man Mitte der 90er Jahre, die sinkenden Einnahmen durch Verpflichtung junger, gerade der Hochschule erwachsener Talente aufzufangen - was natürlich in die sprichwörtliche Hose gehen musste: Das künstlerische Niveau ließ zu wünschen übrig, die letzten dreißig, vierzig Aufrechten wanderten auch noch ab und die Reihe schloß ein.

Dabei haben beide Städte mal bessere Zeiten erlebt. In den 60er, 70er Jahren hatte Mülheim die Nase vorn, aber davor gab's in Oberhausen eine Blüte, die bei älteren Konzertbesuchern noch unvergessen ist. Obwohl es noch keine Stadthalle gab (die wurde erst 1962 eröffnet) und nur der Rathaussitzungssaal und von 1958 bis 1962 der Saal des Evangelischen Ge-

meindehauses an der Nohlstraße zur Verfügung standen, waren sich viele Künstler von Weltrang nicht zu schade, hier zu konzertieren. Die Pianisten Wilhelm Kempff, Monique de la Brouchollerie oder Elly Ney, der Cellist Enrico Mainardi, das Borodin- oder das Smetana-Quartett, die Sänger Hans Hotter, Gerard Souzay, Grace Bumbry oder Martha Mödl sind nur einige von ihnen.

Im Laufe der Zeit änderte sich das Bild, warum auch immer. Jedenfalls war es möglich, dass in den 60er Jahren der damals noch junge, aber bereits weltweit renommierte Bruno Leonardo Gelber im Mittelsaal der Stadthalle vor gezählten 26, in Worten: sechs-

undzwanzig Besuchern spielte (und sich bei Liszts sauschwerer h-Moll-Klaversonate ins Zeug legte, als seien Hunderte von Fans mitfiebernd dabei).

Dass Oberhausen nach der erwähnten Streichung der städtischen Kammerkonzerte nicht zur kammermusikfreien Zone verkam, war privaten Initiativen zu danken. In einzelnen Stadtteilen, etwa in Schmachtendorf, wurden immer wieder Kammerkonzerte angeboten. Seit einiger Zeit lässt Wolfgang Fahnenstich mit bemerkenswerten Matineen auf Burg Vondern aufhorchen. In erster Linie aber sorgt der von Bruno Zbick geleitete Künstlerförderverein Oberhausen e. V. für Kontinuität. Und die Stadt zieht mit.

Das Oberhausener Konzertleben. Seit den 70er Jahren hat er es mitgestaltet: Bruno Zbick, der unter musikalischen Geschwistern aufwuchs, früh zum Klavier kam und in Düsseldorf in der Meisterklasse Max Martin Steins studiert hat, übernahm 1978 von seiner ersten Lehrerin Annemarie Bido und von Irmgard Kreis die Konzertreihe „Studio für Musik“ im Schloss. „Wir haben viel mit Jürgen Hinninghofen und der Malschule zusammengearbeitet“, erinnert sich der 1953 geborene Klavierlehrer, der 2000 sein 25-jähriges Jubiläum an der Düsseldorfer Musikschule feiern konnte. „Die Konzerte waren immer einem bestimmten Thema gewidmet.“ Neben den genannten Musikerinnen fallen ihm spontan Elfriede Keller und Gertrud Heitmann ein, die die Reihe prägten – und Lotte Trenkner, die Witwe des Oberhausener „Ex-Generals“.

„Mit ihr saßen wir nach einem Konzert zusammen und sie erzählte von Zeiten, als noch in Privathäusern Konzerte veranstaltet wurden“, erinnert sich Zbick. In dem Liricher Haus Dr. Karl-Heinz Bonmanns wurde die Idee, solche Abende wieder aufleben zu lassen, Wirklichkeit: Er hatte die Räumlichkeiten – und stellte sie zur Verfügung.



Der Künstlerförderverein bei einer Versammlung vor der alten Schlosserei in Altenberg

„Wir haben nicht nur Musik im Angebot gehabt“, erläutert Zbicks Ehefrau Eva Maria, die am Franz-Haniel-Gymnasium in Homberg Mathe und Musik unterrichtet. Lesungen – Lotte Trenkner mit eigenen Gedichten und Kurzgeschichten – waren ebenso angesagt wie Vorträge über Goldschmiedekunst, Bonsais, Malerei oder Marionettentheater. Kambiz zählte zu den regelmäßigen Gästen, steuerte Karikaturen bei, die die Zbicks als „Gage“ an die Musiker weitergaben.

Was diesen Privatkonzerten fehlte, war Öffentlichkeit. „Junge Musiker brauchen Presse, das war aber hier nicht gegeben“, so Zbick. Schon 1983 war der Künstlerförderverein Oberhausen e. V. gegründet worden, den Zbick gemeinsam mit seiner Frau und den Oberhausener Musikern Oliver Leo Schmidt, Friedrich Thiemann und Robert Weinsheimer im Teamwork betreut. 1987 waren dann die ersten öffentlichen Matineen im Schloss Oberhausen zu hören, seit dem Umbau wurde die bis heute erfolgreiche Reihe, die in Zeiten gestrichener städtischer Kammerkonzerte



Der Lehrer und Malschulleiter Jürgen Hinninghofen bei einem seiner vielen Auftritte für den Künstlerförderverein

zerte natürlich besondere Bedeutung gewinnt, ins Zentrum Altenberg verlegt - oder auch ins Ebertbad.

Der viel beschworene Charme der Musik im Industrieraum scheint hier auf die Kammermusik projiziert. Wo früher schon mal - wenn auch nicht unbedingt in Oberhausen - die Stehlampe auf der Bühne hausmusikalische Authentizität symbolisieren sollte, ist jetzt eher die Loslösung vom eng zwischen Streichquartett, Klavier-sonate und Liederzyklus angesiedelten Kammermusikbegriff angesagt. Strukturwandel gewissermaßen auch für die Form der maximierten strukturellen Feinarbeit.

Bereits die allererste Matinee vom 31. Mai 1987, mit der Flötistin Renate Zbick, ihrer Klavierbegleiterin Claudia Wester und dem Tastensolisten Oliver Schmidt nicht unbedingt weg vom Schema, zeigt in

der Hereinnahme von Werken Henry Cowells und Karol Szymanowskis neue Wege.

Ob Begegnung mit armenischer Musik gesucht wurde, ob das Akkordeonorchester St. Petersburg unter anderem Tschaikowsky und Schubert spielte, ob Klavierpädagoginnen wie Tatiana L. Ossipowa oder Alla Blatow ihre Klassen präsentierten, ob bei einer Scharwenka-Matinee gleich zwei unterschätzte Komponisten der späteren Romantik - die Brüder Xaver und Philipp - zu ihrem Recht kamen, ob die Oberhausener Akkordeonvirtuosin Daniela Grenz ihre Gestaltungskunst demonstrierte oder Rolf Donners Oberhausener Akkordeonorchester den Piazzolla rausließ: immer war's das etwas andere Konzert. Selbst wenn die albanischen Solisten Lindita Hoxha (Violine) und Mirela Slenczka (Klavier) mit Sarasates Carmen-„Ausbeutungen“ fast schon den schnellen Erfolg zu suchen schienen, boten sie immerhin in Ravel's Sonate den intellektuellsten Blues aller Zeiten - und die Geigerin setzte mit Bachs so schillernder wie einsamer Chaconne noch eins drauf.

Mein ganz persönlicher Favorit mag Edgar Wild sein, der 1997, damals Referendar am Sterkrader Freiherr-vom-Stein-Gymnasium, mit Schwindel erregender Virtuosität Skrjabins vierte Sonate auf die heizerische Spitze trieb, andere mögen an den Geiger Wolfgang Richter und den Pianisten Ulrich Dunsche denken, die ihre vom Künstlerförderverein gesponserte CD eindrucksvoll live präsentierten. Wieder andere mögen erst recht jubeln, dass der Künstlerförderverein auch Drähte zur Prominenz nutzen kann: Wer sonst hätte einen Cyprien Katsaris nach Oberhausen locken und auch noch bezahlen können? Dass er wegen Problemen der linken Hand sein Konzert abbrechen musste und nochmals anreiste, bereichert die Anekdotenkiste des Veranstalters.

Und dann Anna Kravtchenko. Nach ihrem Gewinn des renommierten Busoni-Wettbewerbs eigentlich bereits fast unbezahlbar, konnte Zbick sie gleichwohl präsentieren. Die Pianistin hatte eben nicht vergessen, dass sie schon als Teenie in Oberhausen eine frühe Chance bekommen hatte. Als sie dann im Ebertbad Schumann, Chopin und Liszt zauberte, war es irgendwie fast schon wieder das alte Kammerkonzert, der alte Klavierabend. Aber wer wollte das wirklich bedauern ...



Ein Privatfoto, das im Fabrikalltag der Zwangsarbeiter entstand

GESCHICHTE

Sklaven, die niemand sah

Auch in Oberhausen mussten Zwangsarbeiter leiden

VON CHRISTOPH HICKMANN

Im Morgengrauen hallt es im Marschtakt durch die Straßen - gespenstisches Geklapper, weithin hörbar. Menschen in Holzklotschen marschieren durch die Straßen von Oberhausen, Oberhausen 1942. Menschen, denen jedes Anzeichen für ihr Menschsein aus den Gesichtern gewichen ist, Tiere sind sie hier in dieser Stadt. Sie marschieren durch Straßen, in denen Bombenkrater als stumme Zeugen vom Krieg und seinen Verheerungen berichten. Auch die Gesichter der Menschen, die sich schweren Schrittes dahinschleppen, zeugen davon. Sie klagen an, berichten von unmenschlichem Leid, das ihnen hier in dieser Stadt zugefügt wurde. Wird. Und niemand von ihnen weiß, wann dieses Leid enden wird. Nicht einmal ob es enden wird, wissen sie, die unbarmherzig durch Straßen getrieben werden, die der Krieg grausam entstellt hat.

Und doch sind diese Straßen, durch die ihr Weg sie im Morgengrauen führt, Heimat. Für die, die dort auf-



Das Lager Forsterbruch - eine Aufnahme aus dem Archiv der GHI

gewachsen sind, für die, die sie jetzt peinigten. Oder der Peinigung zusehen. Nichts zu sehen und zu hören scheinen, taub oder taub gestellt sind. Für die Menschen, die allmorgendlich durch diese Straßen ihren langen, jammervollen Weg gehen, sind sie noch nicht einmal das. Die hohlwangigen, ausgemergelten Menschen, die in diesem Totenzug mitlaufen müssen, deren Schritte gespenstisch, weithin hörbar und doch scheinbar ungehört durch die Straßen schallen, haben keine Heimat mehr.

Denn sie kommen von weit her. Da ist zum Beispiel Michail Kowbasa Kraftschenko. Der irgendwo dort im Zug mitläuft. Der jede Hoffnung verloren hat. In Rubanowka ist er geboren, südlich von Saporoshje in der Ukraine. Sein Vater war Schmied, im Alter von acht Jahren begann Michail Kowbasa die Schule zu besuchen. Hatte dort immer hervorragende Noten - 1940 durfte er wegen besonders guter Leistungen für vier Wochen nach Moskau fahren. Dann begann der Krieg, die Front rückte näher. Immer häufiger ver-

schwanden junge Menschen aus Michails Dorf. Nach Deutschland.

Eines Tages klopfte es auch bei Michails Mutter an der Tür, eine Stimme rief: „Ich brauche Michail!“ Er wurde in die nahe gelegene Schule gebracht. Dort befanden sich bereits viele junge Leute aus seinem Dorf, die von deutschen Soldaten bewacht wurden. Schon bald traf ein Zug ein, sie wurden in die Waggons getrieben. 50 bis 60 Menschen drängten sich in jedem Waggon, in einer Ecke stand ein Fass zur Verrichtung der Notdurft. Zu Essen gab es nichts. „Wir fühlten uns wie Tiere. Ja wir hofften, dass uns eine Bombe treffen würde, um entweder zu fliehen oder zu sterben“, erinnert sich Kowbasa heute. Erinnerungen, deren Schäden nicht mehr gut zu machen sind. Die ihn auch heute noch quälen. Ihm den Schlaf rau-

ben. Und für die nie auch nur der Versuch einer Entschädigung unternommen wurde.

Die Leidensfahrt ins Ungewisse endete in Oberhausen, Oberhausen-Klosterhardt, an der Harkortstraße. Wo heute schicke Einfamilienhäuser stehen, befand sich ein Lager. Ein Lager für das zugweise herangekarrte Material aus dem Osten. Material, nicht Menschen. Ein Lager für Zwangsarbeiter. „Das Lager war von einem Drahtzaun umgeben“, erinnert sich Michail. Der stand unter Elektrospannung. Um drei Uhr morgens mussten die Arbeiter antreten, heraustreten auf den Appellplatz, auf dem sich auch der Galgen befand. Namen hatten sie hier längst nicht mehr, auch dieses letzte Merkmal ihres Menschseins war ihnen genommen worden. Sie hatten auf Nummern zu hören, sie, das Material aus dem Osten. Bei jedem Wetter standen sie dort morgens nach kurzer Nacht bis zu zwei Stunden. Nicht nur dem Wetter, sondern vor allem der Willkür der Aufseher ausgesetzt. Bis über die Grenzen ihres geschundenen Körpers hinaus getrieben, schliefen manche der Ostarbeiter während dieser Prozedur im Stehen - Peit-



Die Lage der Ostarbeiter sollte - wie auf diesem Propagandafoto - idyllisch dargestellt werden

schenhiebe waren die unbarmherzige Antwort. Michail Kowbasa kann sich an eine Hinrichtung im Lager an der Harkortstraße erinnern. Nach dem Appell marschierten die Arbeiter sechs Kilometer durch die Zechensiedlung in Osterfeld zur Zeche Haniel, wo sie unter Tage die losgebrochene Kohle auf das Transportband schaufeln mussten. Acht Stunden lang, Pausen gab es nicht. Nicht für die Ostarbeiter, die Gespenster im Morgengrauen. Deren Holzschuhe nicht zu überhören waren. Totenmusik, deren grausam-stoischer Rhythmus weithin geschallt haben muss. Gespenstisches Geklapper, das sich als stetige Mah-

nung im Gewissen der Oberhausener festsetzte.

Die Zwangsarbeiter gehörten zum Stadtbild, brandmarkten mit ihrer erzwungenen Anwesenheit das Gewissen des Volkes, das schon lang die Kontrolle über sich selbst verloren hatte. Bohrten sich in die Ohren einer Stadt, die wie das ganze Land nicht mehr aufzuhalten war auf ihrem Weg in die Tiefe. Eine Stadt, die gezeichnet war vom Verlust der Menschlichkeit, der in den geschundenen Gestalten der Zwangsarbeiter Fleisch geworden war. Und sich in den über das gesamte Stadtgebiet verteilten Lagern grausam manifestierte.¹⁴⁴ Lager existierten nach heutigen Erkenntnissen in Oberhausen. Waren als Kleinstlager Gefängnis für sechs Menschen, umschlossen mit ihren Mauern über hundert Gefangene oder waren Massenlager für 2000 Menschen. Die Lager waren Gaststätten. Schulen. Gemeindesäle. Befanden sich auf firmeneigenem Gelände. Waren das Gefängnis, in dem die kurzen Nächte verbracht wurden. Oder auch die Börse, an denen mit dem Menschenmaterial gehandelt wurde - am Stadion Niederrhein konnten Betriebe täglich ihren „Materialbedarf“ anmelden. Bekamen dieses zur Verfügung gestellt, geliehen. Und konnten es bei Nichtbedarf wieder zurückgegeben. Vom Kleinbetrieb bis zum Großkonzern nahmen Oberhausener Firmen das billige Material in Anspruch - Material, das durch die ständig neu eintreffenden Transporte genügend vorhanden war. So berichtete am 7. Januar 1943 der „Oberhausener Stadtanzeiger“ über „außerdeutsche Arbeitskräfte aus 19 Nationen“. 12 000 Männer und Frauen seien zu diesem Zeitpunkt zwangsweise im Arbeitseinsatz gewesen.

Eine Zahl, an der man nicht vorbei kommt. Und an der auch damals niemand vorbeigekommen sein kann. Niemand kann die Zwangsarbeiter in ihrem

Gefangenen sechs Kilometer zur Zeche Haniel - eskortiert von bewaffneten Wachmännern mit Hunden. Auf der Zeche ging es dann in die Tiefe, wo die Ostarbeiter lediglich Hilfsarbeiten ausführen durften. Ihre spärliche Mittag- und Abendverpflegung - bestehend aus etwas Brot, Ersatzkaffee und Margarine - einnahmen. Und nach dem Rückmarsch gegen 21 Uhr das Lager erreichten, sich sofort schlafen legten, um am nächsten Morgen um 4 Uhr ihren Leidensmarsch unbarmherzig aufs Neue zu beginnen. Menschen - Material. Dessen Arbeitskraft zählte. Die es nicht wert waren, darüber hinaus geschützt zu werden. Die von den verbündeten Fliegern getötet

wurden, weil es ihnen verboten war, im Angriffsfall Unterschlupf in den Bunkern zu suchen - die waren den Deutschen vorbehalten. Den Männern, mit denen sie täglich Seite an Seite unter Tage arbeiteten. Die aber Deutsche waren. Fedortschenko berichtet von einem Bombenangriff, bei dem 200 Menschen in den Baracken getötet worden seien.

Viele der Arbeiter sehnten den Tod herbei. Den Tod, der auch in Oberhausener Lagern auf der Tagesordnung stand. Alexander Fedortschenko berichtet von einem Vorfall im Lager, als einer der ausgehungerten Arbeiter einen Teller Brei gestohlen hatte. Ein Aufseher ließ den am Ende seiner körperlichen Leidenfähigkeit angelangten Menschen eine ganze Kasserolle Brei essen. Erhängte ihn dann vor den Augen seiner Leidensgenossen. Mindestens einmal im Monat fand eine Hinrichtung statt. Vernichtung von unbrauchbar gewordenem Material. Vernichtung menschlichen Lebens.

Heute erinnern stumme Zeugen an das Leid dieser Menschen. Das Leid derer, die im Leiden den Tod fanden, das Leid derer, die überlebten. Die Oberhausen und seine Lager nach der Befreiung verlassen konnten. Oberhausen, das eine jährliche Kapazität von 18 607 Lagerplätzen im Jahr besaß. Oberhausen, wo Menschen, nur wenige Meter entfernt von freien Menschen, unsägliches Leid erdulden mussten.



Ehemalige Zwangsarbeiter bei ihrem Besuch in Oberhausen im Mai 1994. Dritter von links Michael Kowbasa Kraftschenko, Zweiter von rechts Alexander Fedortschenko

Leid, das heute größtenteils vergessen sein soll. An das man sich nicht mehr erinnert. Als wenn die morgendlichen Züge durch die Straßen dieser Stadt, die Lager, die Zwangsarbeit nie existiert hätten. Die Industrie schweigt oder weicht aus. Ein Vorstandsmitglied der Ruhrchemie weiß von einem Kriegsgefangenenlager in unmittelbarer Nähe der Weißensteinstraße zu berichten. Wie viele der Gefangenen bei der Ruhrchemie gearbeitet haben, wisse er nicht, die Personalunterlagen seien durch einen Tieffliegerangriff vernichtet worden. Babcock spricht von Akten, die den Bomben zum Opfer gefallen oder später nicht mehr archiviert worden seien. Die MAN Gutehoffnungshütte Werk Sterkrade ließ auf Anfragen verlauten: „Unser Archiv wurde erst nach Übernahme von GHH Sterkrade durch die MAN 1969 eingerichtet.“ Unterlagen aus der entsprechenden Zeit lägen nicht vor. Nicht einmal eine Bescheinigung über die in Oberhausen geleistete Zwangsarbeit will die Industrie den ehemaligen Arbeitern ausstellen, Prozesse sind aussichtslos. So wurde eine 1999 eingereichte Klage Alexander Fedortschenkos gegen die Ruhrkohle AG vom Landgericht Essen abgewiesen: Die Ruhrkohle sei nicht di-

rekte Nachfolgeorganisation der Zeche Haniel, somit nicht verpflichtet zu zahlen. Weiterhin sei der Fall inzwischen verjährt. Fedortschenko will in Revision gehen. Bis heute wurde er, wurden seine Leidensgenossen nicht entschädigt. Ihr unsägliches Leid liegt im diffusen Halbdunkel der Fakten.

Quellen, die das dunkelste Kapitel der Oberhausener Industriegeschichte erhellen, finden sich vor allem im Wirtschaftsarchiv in Köln, im Bergbau-Archiv Bochum, im Haniel-Archiv Duisburg, im Archiv der St. Antony-Hütte Oberhausen und im Stadtarchiv Oberhausen. Anhand dieser Quellen lässt sich heute ein realistisches Bild von der Zwangsarbeit in Oberhausen erstellen. Die morgendlichen Züge verzweifelter Menschen am Ende ihrer Kräfte, sie sind durch die Straßen Oberhausens marschieren. Sie wurden gezwungen, in Oberhausener Firmen zu arbeiten. Sie wurden in Oberhausen gequält. Und sie vergessen nicht.

Alexander Fedortschenko hat nicht vergessen. Michail Kowbasa Kraftschenko hat nicht vergessen. Viele andere haben Oberhausen nicht vergessen. Es werden immer weniger. Doch die Überlebenden halten das Erinnern wach an eine Zeit, von der man heute nichts mehr weiß, nichts mehr wissen will. An eine Zeit, in der auch in Oberhausen Menschen keine Menschen waren. Die Zeit, in der das gespenstische Geklapper der Holzklotschen im Morgengrauen sich in die Ohren der Menschen dieser Stadt bohrte, als stetige Mahnung in der Luft hing und doch wie ungehört verhallte. Die Zeit, in der nach Oberhausen verschleppte Menschen gezwungen wurden, dort unter unmenschlichen Bedingungen zu arbeiten. Diese Menschen, von denen in dieser Stadt heute nichts mehr zeugt als einige versehentlich nicht gelöschte Spuren in den Archiven der Industrie. Einer Industrie, die sich Sklaven gehalten hat. Sklaven, die der Gewalt der Peiniger, der Willkür der Brotherrn, die ihnen kein Brot gaben, sondern ihre Sklaven bei Magerkost hinter Stacheldraht verstauten,

den Bomben der verbündeten Fliegergeschwader ausgesetzt waren.

Sklaven, die auch nach ihrer Befreiung nicht frei waren. Die das Moskauer Regime durch endlose Verhöre schickte, in Arbeitslager verfrachtete, in der Heimat wiederum zu Gefangenen machte. Denn sie hatten mit dem Feind kollaboriert, gegen das eigene Volk gearbeitet. Mit der Rückkehr begannen neue Leiden für diese Menschen, die nun auch in der Heimat ohne Heimat waren, entwurzelt und nicht wieder eingepflanzt, hin und her getrieben zwischen Ufern der Unmenschlichkeit.

Sklaven, die niemals für den Feind hatten arbeiten wollen. Sie alle waren nicht nach Oberhausen gekommen, um dort zu arbeiten. Hatten sich nicht aus freiem Willen in die düsteren Kolonnen eingereiht, die im Morgengrauen durch Oberhausener Straße marschieren waren. Die Kolonnen der Menschen, denen man alles genommen hatte. Ihre Würde. Ihre Menschlichkeit, ihre Heimat. Und



Die Ostarbeiter waren auf der rechten Brusthälfte gekennzeichnet, wie hier Petro Sagan Kusmitsch (Aufnahme von 1943)

die auch in dieser Heimat nie mehr das finden sollten, was sie verlassen hatten. Verlassen mussten, aus der sie verschleppt worden waren. Menschen, von denen man heute keine Spuren mehr in Oberhausen findet, Gespenster nicht nur in ihrem Aussehen. Gespenster auch im Gedächtnis der

Menschen. Gespenster in den Archiven der Industrie, des Staates. Gespenster, die trotz aller heutigen Gedächtnislücken da waren. Ihren Weg durch das Morgengrauen gegangen waren, durch die Straßen unserer Stadt. Die nie vergessen werden. Und die nie vergessen werden dürfen. Sie nicht, ihr Leid nicht. Und nicht das geisterhafte Geklapper im Morgengrauen. Es sollte mehr denn je Warnung sein, Warnung im Stakkato-Takt. Eine Warnung, die nie mehr überhört verhallen darf.



In diesen großen Bassins züchtet Rainer Langwald Tausende von Stören. Darüber befinden sich die Kühl- und Frischwasseranlagen.

BIOLOGIE

„Unge-stör-te“ Aufzucht

*Rainer Langwald will
das Aussterben des Störs
verhindern*

VON HELMUT STOLTENBERG

Es ist Winter in den Bergen. Der Schnee bedeckt die Gipfel, das Tal und die Häuser. Auf der Prachtstraße im schweizerischen St. Moritz gleiten in kostbaren Pelzen gekleidet zwei Damen der High Society beim Apres-Ski in einem Pferdeschlitten durch den weltberühmten Wintersportort. Ihr Ziel ist das elegante Feinkostgeschäft von Jean Moser. Drinnen angekommen, legen sie die schweren Mäntel ab. Der dezent gekleidete Herr stellt eine blaue Dose auf den Verkaufstisch. Dann öffnet er sie. Schwarze Kügelchen strahlen den Frauen in die Augen. Der Mann greift zu einem Perlmutterlöffel mit langem Stiel, der oben mit Silber eingefasst ist. Dann entnimmt er der Dose eine Löffelspitze voll, um die vornehmen Kundinnen davon kosten zu lassen – wohl wissend, dass die Besucherinnen nicht nur über guten modischen Geschmack verfügen, sondern auch die Köstlichkeit auf ihren Zungen zu schätzen wissen. Kaviar! Ja, richtiger kostbarer Kaviar, der Rogen vom weiblichen Stör. Das Gramm kostet ein Dollar (Einkauf). Das ist der Weltpreis.

Kaviar löst Lustmomente bei jedem Gourmet aus. Schon die alten Griechen und Römer wussten die Eier des weiblichen Störs zu schätzen. An den Höfen von Fürsten, Königen, von Kaisern und Zaren symbolisierte der überschwängliche Verzehr dieser kulinarischen Köstlichkeit Reichtum und Macht. Kriege wurden um den Kaviar ausgetragen, sprich, um die Flüsse, Seen und Meere, in denen er zu Hause war. Vor allem die russischen Gewässer waren voll von diesem prächtigen Fisch. Für den kleinen Mann indes bleibt diese Köstlichkeit noch heute ein Traum, denn sein Portemonnaie weint Tränen angesichts der hohen Preise. So muss er sich mit Kaviarersatz von der

und Yvonne lebt er in einem schicken Anwesen – fast im Grünen. Vor dem Haus symbolisiert ein kleiner Teich die Ambitionen dieses engagierten Mannes. Auf einem Nachbargrundstück errichtete der 44-jährige Diplom-Ingenieur der chemischen Verfahrenstechnik in einem großen lichtdurchfluteten Kunststoffzelt seine Zuchtanlage.

Rainer Langwald wurde in Schmachtendorf geboren und absolvierte bei der Ruhrchemie eine Lehre als Chemielaborant. Das war ihm nicht genug, er wollte Chemiker werden und so verschaffte er sich einen Studienplatz an der Universität Münster. Als Kind hatte sich Rainer Langwald zwar mit dem Thema Fisch allgemein befasst, als er noch Zierfische in einem Aquarium sein eigen nennen durfte, aber er hatte damals niemals auch nur den Hauch einer Ahnung davon, einmal Fischzüchter zu werden. Als er jedoch eines Tages im Fernsehen etwas über die gefährdete Lebensexistenz des Störes sah und hörte, kam ihm die Idee. Schon immer hatte er sich gesagt: „Mit 40 musst du so weit sein, dass du aussteigen kannst.“ Mit der Zucht von Stören ist ihm das erfolgreich gelungen. Doch bis es so weit war, gab es abgesehen von den vielen behördlichen Formalitäten vor allem das Problem, sich ein großes Fachwissen anzueignen. Denn das Züchten ist bis zum heutigen Tage eine komplizierte und äußerst schwierige Angelegenheit.

Immer schwebt die Angst im Hinterkopf mit. Das gilt besonders für die beste Wasserqualität oder für die konstante Wassertemperatur. Da der Stör eigentlich ein Raubfisch ist, musste Rainer Langwald viele fütterungstechnische Versuche durchführen, um das richtige Futter für die Fische je nach Größe herauszufinden. Heute besitzt er eine erfolgreiche Futterformel. Die Störe leben in seiner abgedeckten Zuchtanlage in zahlreichen artgerechten Wasserbecken. Sie sind aufgeteilt, so dass jede Fischgröße von drei Zentimetern bis zu einem Meter Länge über ein eigenes Becken verfügt. Mittlerweile muss der Züchter mehrere tausend Störe hegen und pflegen. Für ihn sind das keine neuen Begriffe, denn als engagierter Waidmann liegt ihm die Hege besonders am Herzen.

Rainer Langwald verbringt seine Urlaube und seine Freizeit gerne in Schleswig-Holstein an der Ostsee. So nebenbei berichtet er von seinen Zuchtanfängen in Becken unter freiem Himmel. Er bekennt, dass ihn



Im Schatten der riesigen Beton-Eier züchtet Rainer Langwald seine Hausen in lichtdurchfluteten Zelten

Lachsforelle oder dem Seehasen zufrieden geben. Heute sind die Flüsse und Seen in den Ländern der Erde, wo der Stör zu Hause ist, leer gefischt. Heute stehen alle 27 Störarten unter Artenschutz. 143 Länder rund um den Erdball unterschrieben dieses internationale Abkommen.

Das Aussterben des Störes möchte Rainer Langwald an der Stadtgrenze zwischen Oberhausen und Duisburg gerne verhindern, indem er sich in fast ländlicher Gegend der Störzucht verschrieben hat. Mit seiner Frau Petra und den beiden Kindern Dennis



Auf dem Rücken haben die Störe eine scharfe Reihe dorniger Zacken. So können sie von den Großen nicht gefressen werden.

Mutter Natur fast an den Rand des Ruins gebracht hätte. Die Gefahr kam von den unter Artenschutz stehenden Reiher und Kormoranen. Die Vögel stießen aus der Luft in die Becken und zogen einen Fisch nach dem anderen aus dem Wasser. „Meine Zuchtbecken haben sie auf 30 Prozent leer gefischt. Dann kam mir die Idee, die Becken mit einem Zelt abzudecken.“ Seitdem ist im Norden Ruhe eingekehrt.

Noch einmal zurück zum Stör. Im Artenschutzabkommen wurde festgeschrieben, dass der grenzüber-

schreitende Handel des geschützten Störs verboten ist. Es gibt aber ein Schlupfloch, denn Zuchtstöre dürfen nicht nur zur Weiterzucht, sondern auch die aus ihnen gewonnenen Produkte wie geräuchertes Fleisch oder Kaviar zum Verzehr verkauft werden. Auch die Fischblase, die man früher zur Klärung des Weines verwandt hatte, wird gelegentlich noch nachgefragt. So gibt es Maler, die eine Fischblase für die Leimherstellung verwenden. Dieser Leim findet heute aber kaum noch Absatz. Die meisten Störprodukte kommen zur Zeit aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion sowie dem Iran, Kanada und aus Nord-Amerika.

Kaviar ist übrigens nicht gleich Kaviar – es gibt große Unterschiede: Der Kurznasenstör und der auch hier heimische Baltische Stör (noch vor 80 Jahren gab es diese Störe in Rhein und Donau) darf schon seit langem nicht mehr gehandelt werden, weder im In- noch im Export. Der in Deutschland heimische Stör, der Sterlet, der hin und wieder gefangen wird, spielt keine Rolle mehr. Die Hausen, die auch Rainer Langwald züchtet, sind die größten Vertreter in der Ordnung der Störe und kommen nur noch in der Donaumündung, im Schwarzen- und Asowschen Meer und in der Kaspi-See vor. Aus den Eiern dieser Fische wird der teuerste, der sogenannte Belugakaviar gewonnen. Dieser Kaviar wird üblicherweise in Dosen mit blauen Deckeln angeboten.

Der Waxdick oder Osietra lebt in der Kaspi-See, in der Wolga, im Schwarzen- und Asowschen Meer sowie an der Küste des Irans. Sein Kaviar kommt als Osietra in den Handel, üblicherweise in Dosen mit gelbem Deckel. Dieser Stör ist die am meisten kommerziell genutzte Art weltweit. Der Sternhausen kommt vor in der Kaspi-See, im Asowschen Meer und im Schwarzen Meer. Der Kaviar von diesem Stör heißt Sevruga und wird in Dosen mit rot- oder orangefarbenem Deckel verkauft. Die letzten drei Störarten geben, wie Rainer Langwald betont, weltweit die größte Handelskapazität ab.

Der sogenannte Presskaviar wird heute so gut wie gar nicht mehr angeboten. Ihm wird das Wasser entzogen, so dass für die Herstellung bis zu 25 Prozent mehr Kaviar benötigt wird. Unter dem Namen Kaviar wird in Deutschland auch anderer Fischrogen angeboten: Der Keta- oder Lachskaviar ist in der Körnung

wesentlich größer und orangefarben. Der deutsche oder dänische Kaviar stammt von Seehasen, ist tief-schwarz eingefärbt und von kleiner Körnung. Auch Forellenkaviar ist in der Körnung größer und seine Färbung ist bernsteingelb bis orangerot.

Doch die bunten Dosen interessieren den Störzüchter Langwald eigentlich weniger. Er verkauft sei-



Einzelexemplare dieser Störart gibt Rainer Langwald recht selten aus seiner Zucht ab

ne Störe – derzeit sieben Arten – ab einer Größe von 20 Zentimetern an Züchter und Gartenteichbesitzer. Es kommen auch schon mal Restaurantbesitzer, die gerne den Stör auf ihrer Fischkarte haben. Aber über jeden Fisch, egal wie klein oder wie groß er ist, muss er Buch führen. Bei der Abgabe wird der Käufer eingetragen und auch der Grund vermerkt, wofür er den Fisch verwenden will. Warum Rainer Langwald nur bis zu einer bestimmten Größe züchtet, ist schnell erklärt. Ein ausgewachsener Stör ist für die Beckenhaltung einfach zu groß und die Geschlechtsreife tritt erst ab zwölf Jahren ein – demnach also auch erst die Kaviar-Produktion. In der freien Natur verweilt dieser Fisch bis zu drei Jahren im heimischen Gewässer, dann schwimmt er wie die Aale und Lachse ins Meer hinaus. Erst zur Laichzeit kehrt er genau an seinen Geburtsort zurück. Es ist nach wie vor ein Geheimnis,

woher die Fische diesen Weg zur Geburtsstätte überhaupt finden können.

Rainer Langwald weiß, dass die Störprodukte einen hohen Warenwert haben. Der Preis für den Naturkaviar ist schon fast nicht mehr bezahlbar. Der engagierte Züchter sieht den Grund dafür, dass die Flüsse, Seen und Meere gerade im Ostblock radikal abgefischt werden. Hinzu kommt eine Verbauung der Gewässer durch Staudämme, Kraftwerke oder Schleusen. Die Umweltverschmutzung tut ihr Übriges. Der Stör hat keine Chance, überhaupt nachwachsen zu können. Vorangetrieben durch die russische Mafia werden die kleinen Fischer, die sowieso am Rande des Existenzminimums leben, gezwungen, auch noch den letzten Stör z. B. aus dem Schwarzen- oder dem Kaspischen Meer zu holen. Hinzu kommt, dass jeder Anliegerstaat andere Gesetze hat. Ein bisschen, aber auch nur ein bisschen Verständnis hat unser Züchter schon für den kleinen Fischer, kann ihm doch mal ein riesengroßer Stör ins Netz gehen. Tatsächlich hat es Störe gegeben, die um die sieben bis acht Meter groß waren und ein Gewicht von rund 1200 Kilogramm auf die Waage brachten. Allein der später gewonnene Kaviar brachte es auf drei bis vier Zentner. Jetzt kann sich jeder ausrechnen, wie viel Geld sich die Mafia davon allein in die Tasche stecken konnte, während für den Fischermann nur ein kleiner erklecklicher Rest verblieb, der aber immer noch zum Leben für viele Monate reichte.

Es war der große Staatsmann und Führer der früheren Großmacht Sowjetunion, Michail Gorbatschow, der den dunklen Kaviar-Geschäften der Mafia einen Riegel verschieben wollte, als er feststellte, dass rund 1200 Tonnen aus der Kaviarproduktion irgendwie verschwanden und die staatliche Geldquelle langsam versiegte. Es blieb bei dem Versuch. Viele Legenden ranken sich um die Delikatesse Kaviar: Der frühere persische Schah Reza Pahlevi, der einst mit Soraya und danach mit Farah Dibah verheiratet war, soll bereits zum Frühstück den schwarzen Belugakaviar verzehrt haben, der ihm angeblich auf goldenen Tellern serviert wurde. Unser Störmann jedoch, Rainer Langwald, kann sich für die kleinen runden und salzigen Kügelchen nicht so richtig begeistern. Fisch isst er übrigens in allen erdenklichen Variationen. Denn es muss ja nicht immer Kaviar sein.



In der Königshardter Werkstatt werden Fenster für Privatkunden produziert

WIRTSCHAFT

Eine ganz besondere Firma

Die Werkstätten der Lebenshilfe

VON HEINZ INGENSIEP

Alle reden über Existenzgründer; zu wenige allerdings fühlen sich berufen. Was aber ist mit den Menschen, deren Existenz von der Hilfe anderer abhängt? In Oberhausen gibt es darauf seit langem eine Antwort: Lebenshilfe. Der Verein, der seit Jahrzehnten behinderten Menschen hilft, ihr Leben zu meistern, so gut wie es geht, ist an sich schon ein „Existenz-Gründer“. Er ist aber auch, wie es so schön heißt, ein „mittelständisches Unternehmen“, mit zurzeit mehr als 470 Mitarbeitern und 80 Angestellten in drei Werkstätten und einem Gärtnerbetrieb namens „Floriant“. Und das Unternehmen expandiert. Behindert, na und ...?!

Sie drucken, sie stecken Kabelverbindungen, bestücken Platinen, sie fertigen Fenster, sie machen Kin-

dermöbel und pflegen Gräber. Soweit nur eine kleine Auswahl aus dem breiten Produktions- und Dienstleistungsspektrum einer ganz besonderen Firma mit dem Namen „Lebenshilfe Werkstätten Oberhausen“. Oberbürgermeister Burkhard Drescher bezeichnete diese Einrichtung vor nicht allzu langer Zeit als „festen Bestandteil dieser Stadt und des Strukturwandels“.

Der Verein „Lebenshilfe Oberhausen“, 1963 gegründet, ist in dieser Stadt ein nicht mehr wegzudenkender Faktor, wenn es um Menschen mit geistiger und psychischer Behinderung geht. Zu seinen insgesamt zwölf Einrichtungen gehören die Frühförder-



Im September 2000 wurde die neue Werkstatt im Gewerbepark „Am Kaisergarten“ eröffnet

stellen in Alt-Oberhausen und Sterkrade, die Kindertagesstätte „Schatzkiste“, mittlerweile vier Wohnstätten, die besagten Werkstätten und eine Sportabteilung.

Der Ursprung der „unternehmerischen Tätigkeit“ liegt ebenfalls bereits in den 1960-er Jahren. Damals fing alles an mit einer Anlernwerkstatt in der ehemaligen Moltkeschule. 1974 konnte die Keimzelle aller folgenden Aktivitäten in Betrieb gehen: die Königshardter Werkstatt („KöW“). Seitdem ist diese kleine „Konzernmutter“ auf dem Vormarsch, mit einem Jahresumsatz von rund 2,4 Millionen Mark. Immer das Motto vor Augen: Jede Beschäftigung ist besser als die meiste Medizin.

Hoch oben im Norden, im Dreieck Königshardter-/Ebersbachstraße, findet man den „Nukleus“. In immer wieder erweiterten und modernisierten Räumlichkeiten, die auch technisch stets auf dem neuesten Stand gehalten werden, bilden geistig-behinderte Menschen die Belegschaft. Mehr als 250 Mitarbeiter können allein dort beschäftigt werden. Ihr Arbeitsspektrum reicht von Metallbearbeitung und Druckerei über Elektronik und Fenster-Fertigung bis zur Holzbearbeitung und Möbelfertigung. Man bestückt Platinen, konfektioniert Kabel und Steuerungen für Heizungspumpen; Lampen verlassen die Montage ebenso zur Zufriedenheit der Kunden wie Kunststoffspielzeug aller Art und spezielle Verpackungen. Die Holzabteilung in Königshardt glänzt gar mit einem eigenen umfangreichen Programm an Kindermöbeln. Abnehmer sind Kindergärten nicht nur in Oberhausen. Schuhhändler Deichmann sorgte vor einiger Zeit für einen Großauftrag: Er orderte kleine bunte Stühle und Tische für die Kinderabteilungen in all seinen Filialen. Und darauf ist Dr. Johann Meyer, Geschäftsführer der Lebenshilfe und zuständig für die Werkstätten, besonders stolz: „Wir sind übrigens die einzige Behindertenwerkstatt in ganz Nordrhein-Westfalen, die Kunststofffenster herstellt.“

Eine Dependence der Königshardter Werkstatt existiert seit 1993 an der Straße Zur Eisenhütte nahe der Neuen Mitte; in dieser „Werkstatt im Lipperfeld“ („WiL“) gibt es Arbeitsplätze für 159 Geistigbehinderte, die von 18 GruppenleiterInnen und einer stetig wechselnden Anzahl von Zivildienstleistenden betreut werden. Angefangen hat man in dem Betrieb einmal mit 60.000 Mark Jahresumsatz; fürs Jahr 2000 rechnete Werkstattleiter Joachim Gerdesmann mit annähernd 350.000 Mark.

Die „WiL“ ist ein gutes Beispiel dafür, wie private Firmen gezielt Aufträge an eine solche gemeinnützige Einrichtung delegieren. Weil man dort auf bestimmte Aufgaben flexibel reagieren kann, bilden inzwischen 27 Unternehmen einen festen Kundenstamm; zwölf weitere versorgen die Werkstatt immer wieder mal mit Daueraufträgen. Oberhausener Firmen wie Peter Maaßen Fahrzeugteile, Hilti, OTO, Kempchen oder Felder Löttechnik lassen hier Autozubehör, Lötmaterialien, Akustik, Dichtungen und Befestigungsmaterialien verpacken, Auswärtige wie Ranit aus Herten oder

Buller aus Mülheim unter anderem Autozubehör und Kabelbefestigungen konfektionieren. In der Montageabteilung werden Ölbrenner für die Firma Intercal zusammengesetzt. Aus der Eigenfertigung der „WiL“ kommen beispielsweise Karten mit verschiedenen Motiven, die von karitativen Verbänden ebenso gerne abgenommen werden wie von Privatkunden und Konzernen. Die mit einem erstaunlich modernen Maschinenpark ausgestattete Metallverarbeitung hat zurzeit Antriebswellen, Rollenbahnen, Ölkühler im Programm und führt im Auftrag verschiedenster Kunden aus Oberhausen und der weiteren Umgebung alle möglichen Säge-, Fräs-, Dreh-, Stanz- und Bohrarbeiten aus. Rotoren für Betonpumpen, Gleitschienen für Staubsauger und Airbag-Gehäuse für Autos sind nur drei von etlichen aktuellen Auftragsvarianten.

Inzwischen stößt man an der Eisenhütte schon an Kapazitätsgrenzen. Besonders für die Gruppe der Schwerstmehrfachbehinderten werden dringend weitere Arbeitsplätze gebraucht. „Wir platzen aus allen Nähten“, gesteht Gerdemann. Eigentlich verfüge man nur über 16 solcher Plätze, doch die Gruppe bestehe bereits aus 24 Personen; weitere zwölf könne man derzeit gar nicht versorgen. Diese Entwicklung ist der Hintergrund für die Planung einer weiteren Werkstatt. Sie soll möglichst bereits ab Mitte 2001 im Gewerbegebiet am Holtener Waldteich gegenüber der Ruhrchemie entstehen und erst einmal über 40 Arbeitsplätze für schwermehrfachbehinderte Menschen sowie 40 Plätze für „normal Behinderte“ verfügen.

1993 nahm auch eine andere Zweigstelle ihren Betrieb auf, die Werkstatt am Stemmersberg („WaS“). Dort nahm sich die Lebenshilfe einer weiteren Klientel - mit stetig steigender Tendenz - an: psychisch erkrankten Menschen, deren Schicksal sich nicht zuletzt dadurch auszeichnet, dass es jeden von uns „Gesunden“ jeden Tag einholen kann, durch welche Umstände auch immer. An der Teutoburger Straße begann man damals damit, für sie Arbeitsplätze einzu-

richten, mit dem Ziel, diese Personen einer psychischen Stabilisierung näher zu bringen und ihre Leistungs- und Belastungsfähigkeit zu fördern. Sie nach Möglichkeit sogar wieder in die sogenannte „normale Arbeitswelt“ zu integrieren, haben sich die Lebenshilfe-Akteure auf die Fahne geschrieben - es ist schwer, aber in manchen Fällen gelingt es. Jeder Erfolg macht neuen Mut.

Im Herbst 1998 beschäftigte die „WaS“ 59 psychisch Kranke und stieß an der Teutoburger Straße längst an die Grenze ihrer Arbeitsfähigkeit; da traf



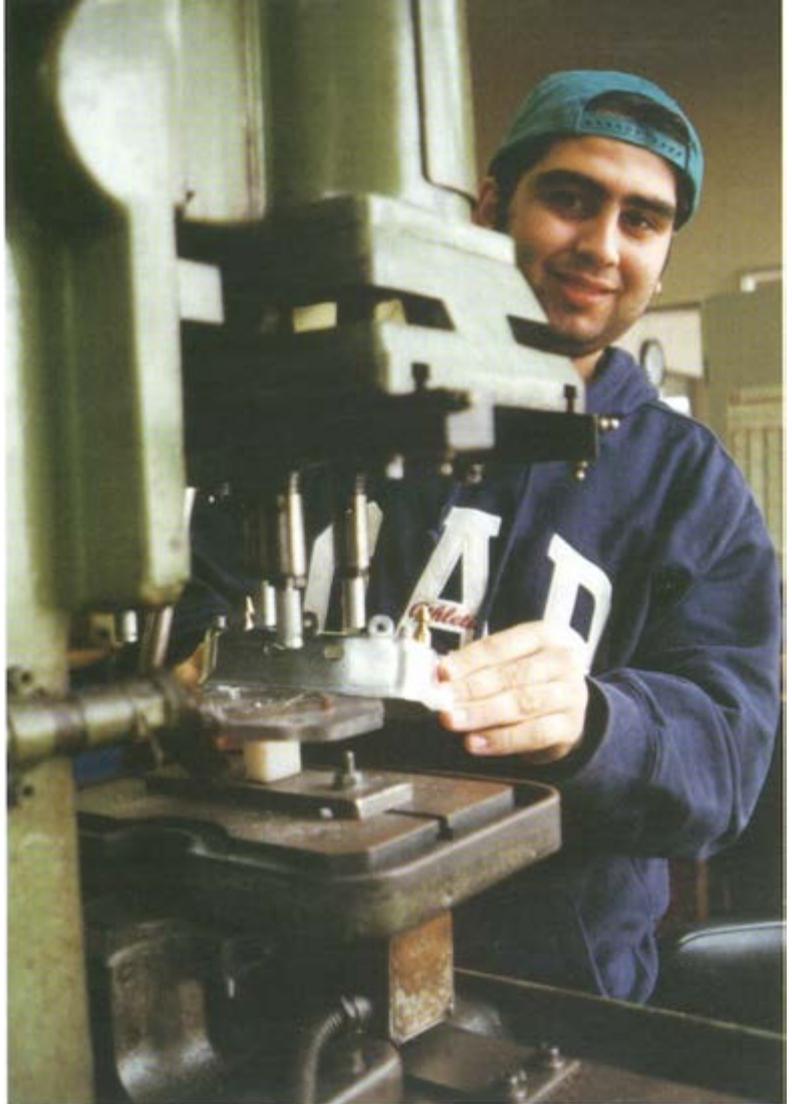
Gut ausgelastet: Die Druckerei in der Werkstatt am Kaisergarten

der erlösende Bewilligungsbescheid bei Lebenshilfe-Geschäftsführer Rainer Lettkamp ein: Der Landschaftsverband Rheinland (LVR) gab die nötigen Mittel frei, um im Gewerbegebiet „Am Kaisergarten“ eine neue Werkstatt zu errichten. Das passte: ein weiterer besonderer mittelständischer Betrieb in einem Gewerbegebiet nahe der Neuen Mitte und damit noch ein wirklicher Beweis dafür, dass kranke Menschen in unsere Mitte gehören und nicht an den Rand der Gesellschaft.

Der erste Spatenstich für dieses letztendlich 4,8 Millionen Mark teure Projekt, das neben dem LVR, dem Arbeitsamt, dem Land NRW und der Hauptfürsorgestelle auch lokale Investoren wie die Bürgerstiftung der Stadtsparkasse und die Lebenshilfe selbst trugen, ließ nicht lange auf sich warten. Im Juni 1999 bereits war das Richtfest fällig. OB Drescher nahm es zum Anlass, nicht nur einen wichtigen Nagel ins Dachgebälk einzuschlagen, sondern ihn auch sprichwörtlich auf den Kopf zu treffen, indem er alle Lebenshilfe-Werkstätten als „gute Dienstleister“ voll ins Oberhausener Wirtschaftsleben integrierte.

Die Werkstatt unterm Wasserturm wurde auf Wachstum ausgelegt. Für die Startphase sollten hier 90 Menschen Arbeit und Betreuung finden. Eine Kapazität von 120 psychisch Kranken und Behinderten ist aber angepeilt. Auf dem insgesamt 6000 Quadratmeter großen Grundstück wurde im Mai 2000 ein Gebäude von 1800 Quadratmetern, davon allein 720 qm Arbeitsfläche und viel Platz für ein modernes Hochregallager, bezogen und mit Leben gefüllt. Anfang Juli waren dann auch die letzten Handgriffe der Vorbereitung am Max-Planck-Ring getan. Norbert Zagozen, Leiter der nagelneuen Werkstatt am Max-Planck-Ring, konnte mit seinen 14 Angestellten ungehindert ans Werk gehen.

Dort sind die Beschäftigten, die übrigens täglich selbstständig ihren Arbeitsplatz aufsuchen, ebenfalls in einer breiten Palette von Produktion und Dienstleistung tätig. Es gibt eine Reprografie, in der Textverarbeitung am Computer vorgenommen wird, wo man mit der Reprokamera arbeitet, Filme bearbeitet, Druckplatten her- und Fotokopien erstellt. Aus der Druckerei kommen Broschüren, Formulare, Briefbögen, Visitenkarten usw. In der Papierweiterverarbeitung werden u. a. Drucksachen versandfertig ge-



*Bohr- und Fräsarbeiten
in der Königshardter Werkstatt*

macht. Die Elektro- und Industriemontage fertigt zum Beispiel Kücheneinbauleuchten, Pflanzenwuchs- und Aquarienlampen, bearbeitet Kunststoffprofile und bestückt Kühlkörper. Eine weitere Abteilung erledigt komplette Versandarbeiten für andere Firmen (u. a. für die Stadtsparkasse). Von Anfang an mit Aufträgen „bis über die Ohren zu“ waren die Garten- und Landschaftspfleger, die vom Kaisergarten aus eingesetzt werden. Sie mähen Rasen, schneiden Gehölze, beseitigen Wildwuchs, sie legen Beete an und nehmen sie in Dauerpflege, setzen Zäune und Pergolen, gehen in den Herbst- und Winter Einsatz. Der Arbeitsanfall war gleich so groß, dass eine weitere Gruppe eingerichtet werden musste. Darüber hinaus finden die Betreu-

ungsbedürftigen - wie in den übrigen Lebenshilfe-Werkstätten auch - Beschäftigung in Büro und Verwaltung sowie in der Hauswirtschaft. Wie gut die eigenen Kräfte zum Beispiel im Bereich Hauswirtschaft sein können, hat kürzlich die Werkstatt im Lipperfeld bewiesen: Sie hat ihre eigene Reinigungsgruppe und kann sich externe Putzkolonnen im wahrsten Sinne des Wortes nun sparen.

Ein ganz besonderer „Ableger“ floriert an der Harthorstraße in Klosterhardt. Dort wurden die Lebens-



Ein Mitarbeiter bei Lötarbeiten für Elektronikprodukte

hilfe-Verantwortlichen vor Jahren von der Evangelischen Auferstehungsgemeinde angesprochen, die ihren Friedhof und die dazu gehörende Gärtnerei nicht länger selbst betreiben wollte. Gefragt, getan: So entstand „Florian“. Seitdem haben acht Behinderte, angeleitet durch zwei Friedhofsgärtner und eine Floristin, alle Hände voll zu tun. Sie legen Gräber an und pflegen sie, sie führen Bestattungen durch und betreiben eine eigene Kranzbinderei. Auch der Außerhaus-Verkauf von selbst gezogenen Blumen und Pflanzen wird angenommen. Die Sache lief insgesamt so gut an, dass „Florians“ Unterkunft bald zu klein wurde. Die Kirchengemeinde ließ die Verkaufsräume abreißen und hat inzwischen ein neues Haus errich-

tet. Das wird nun dauerhaft an die „Lebenshilfe“ vermietet.

All diese Einrichtungen leisten Lebenshilfe in praktischer Form. Behinderte nicht an den Rand zu drängen, sondern sie mitten ins Leben zu holen, ist angewandte Integration. Indem selbst Menschen mit schwersten Behinderungen in besonderer Form an der Arbeitswelt teilnehmen, nicht ausgebeutet, sondern angemessen entlohnt werden, bekommt ihr Leben einen neuen Sinn. In den Werkstätten wird zu-

dem nicht nur produziert, sondern auch therapiert. Die Behinderten werden versorgt und umsorgt. Zum Tagesablauf der Mitarbeiter - wie sie genannt werden - gehören auch arbeitsbegleitende Angebote wie zum Beispiel die in der Königshardter Werkstatt: Gymnastik, Kegeln, Krankengymnastik, Kochen im Evangelischen Familienbildungswerk, Afrikanischer Tanz, Musik mit Orff'schen Instrumenten. Aus der arbeitsbegleitenden Maßnahme „Aktuelles Zeitgeschehen“ bildete sich gar ein Redaktionsteam, das 1999 erstmals zwei Werkstattzeitungen herausgab; das Blatt soll künftig halbjährlich unter dem Titel „Schon gehört?“ erscheinen. Im Lipperfeld gibt es zweimal im Jahr eine Disco und eine

Theatergruppe nutzt die Jahresabschlussfeiern für ihre Auftritte. Schwerstmehrfachbehinderte aus den Werkstätten im Norden und im Lipperfeld erleben gemeinsam mehrtägige Freizeiten zum Beispiel auf Texel oder in der Holsteinischen Schweiz.

Tja, und was wäre ein modernes Unternehmen heute ohne Qualitätsmanagement? Das fragten sich auch die Chefs der Lebenshilfe-Werkstätten schon 1997. Damals begannen die Angestellten mit den Vorbereitungen für eine Zertifizierung nach DIN EN ISO 9001. Und noch vor dem Ende des alten Jahrtausends haben sie die mit Erfolg abgeschlossen. Die Ergebnisse flossen ein in ein eigenes QM-Handbuch, mit dem man vielleicht noch mehr Kunden beweisen kann, was auch behinderte Menschen zu leisten in der Lage sind.



Polare Feldküche: Manuel Kliese im Sommer 2000 unterwegs in der Weite und Einsamkeit der arktischen Tundra

WISSENSCHAFT

Vom Jungforscher zum „Poljarniki“

Manuel Klieses Wahlheimat liegt am Nordpol

VON KLAUS MÜLLER

Schon mal was von „Longyearbyen“ gehört? Nein? Macht nichts! Die einen sagen, mit diesem Wort konfrontiert, vielleicht vorsichtshalber mal „Gesundheit!“ Andere wiederum denken im Zuge der „Schumi“-Euphorie eher an einen neuen Reifenhersteller. Der 18 Jahre junge Oberhausener Schüler Manuel Kliese hingegen bekommt stets feuchte Augen, wenn die Rede von seinem mittlerweile zweiten Zuhause ist: Gut drei Monate ist er wieder daheim. Longyearbyen: Mehr als 3000 Kilometer entfernt von seinem Zuhause, verbrachte er dort den ganzen Sommer – doch nicht etwa im Süden, wie man jetzt vielleicht erwarten würde. Nein, in Richtung Nordpol, um genau zu sein: auf die arktische Inselgruppe Spitzbergen ist er gereist. In der Hauptsiedlung der Gestade im Eismeer, eben dem norwegischen Longyearbyen, hat sich Manuel Kliese eine eigene Basis geschaffen. Was, in aller Welt, treibt aber einen Jugendlichen dazu, in einem norwegischen

1400-Seelen-Ort, umgeben von einer gigantischen und menschenleeren Wildnis 2000 Kilometer nördlich des Polarkreises, den ganzen Sommer zuzubringen, während seine Altersgenossen eher den „Ballermann 6“ unsicher machen?

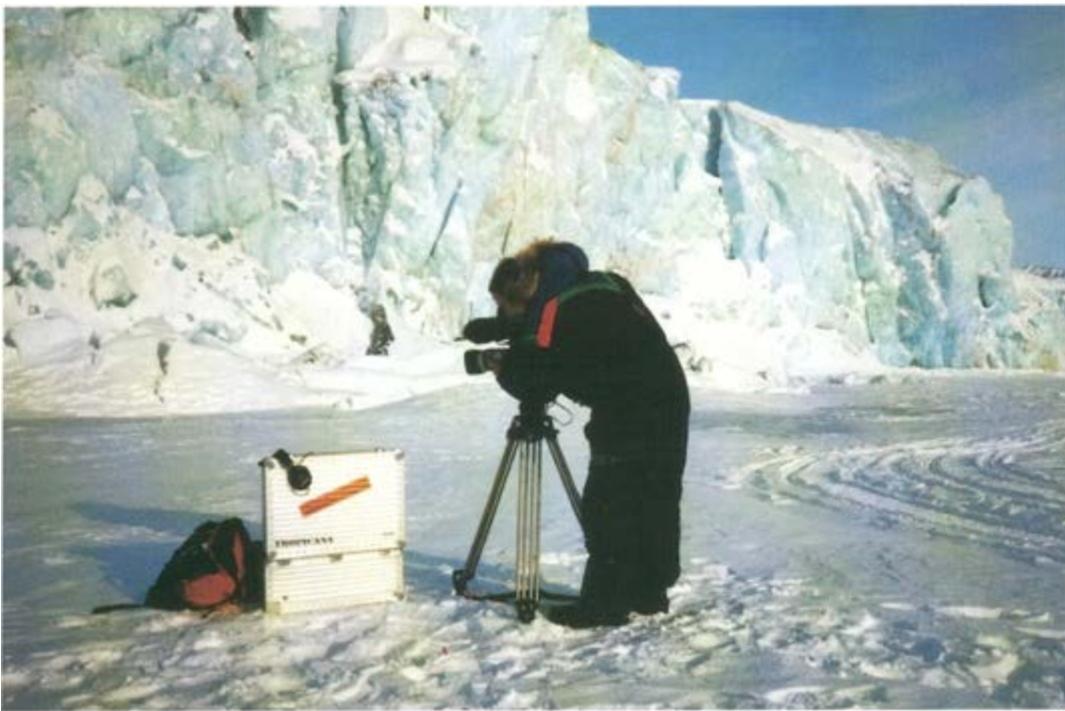
Die ganze Geschichte begann eigentlich mit einem Stoff aus einer ganz anderen Ecke der Welt: Paranüsse aus den warmen Tropenwäldern Lateinamerikas interessierten den damaligen Schüler des Elsa-Brändström-Gymnasiums, als er 1998 für den Wettbewerb „Jugend forscht“ eine Arbeit zur „Radiophysilogie“

ranüsse enthalten und wie sich der Stoff im menschlichen Körper verhält. Das Ergebnis war verblüffend: Der Schüler ermittelte eine relative Gefährlichkeit beim Verzehr des „Naschzeugs“. Doch keine Panik: In normalen Rationen kann man die Nüsse ruhig weiter verzehren, denn sonderlich radioaktiv waren die untersuchten Proben nicht. Sonderlich erfolgreich aber sollte Kliese mit seiner Studie sein: Er gewann auch den Landeswettbewerb, wurde von Landesumweltministerin Bärbel Höhn geehrt und praktizierte sogar im Forschungszentrum in Jülich.

Fortan ließ Manuel Kliese das Thema „Radioaktivität“ nicht mehr los: „Ich hab' mich schon früh für die polaren Regionen der Welt interessiert. Vor drei Jahren, im Anschluss an eine Schiffsreise nach Norwegen, keimte dann in mir die Frage auf, wie es eigentlich im hohen Norden um die Strahlenbelastung bestellt ist“, erinnert sich der hoch aufgeschosene Jungforscher. „Es war ein früher Traum von mir, einmal eine Reise in das ewige Eis der Pole zu machen, doch wegen der immensen Kosten blieb es zunächst nur ein Traum.“ So beschäftigte sich Manuel Kliese zunächst im „fernen Oberhausen“ mit der Materie – und „erforschte“, dass es auf Spitzbergen Möglichkeiten gibt, einen Besuch im Zusammenhang

mit Forschung zu arrangieren. „Und es stellte sich heraus, dass noch nie Radioaktivitätsbestimmungen an Land auf Spitzbergen unternommen wurden. Da war mir mein Untersuchungsgebiet natürlich klar.“

Denn die verletzliche, arktische Umwelt auf den Inseln am Nordpol merkt sich Umweltsünden der Zivilisation über einen sehr großen Zeitraum, da fast nichts zersetzt wird. Entsprechend lange hat etwas potentiell so Gefährliches wie radioaktive Strahlung Zeit, Schäden in der Natur anzurichten, befand der Schüler – und die Zielsetzung für seine erste Arktis-



*Dreharbeiten kurz vor dem Nordpol:
Kameramann Thilo Lange hält die grandiose
Kulisse fest*

dieses Nahrungsmittels anfertigte. Bei dieser zweiten Studie – mit der ersten zur „Auswirkung offener radioaktiver Stoffe auf das Wachstum von Kresse“ war er bereits 1997 bei „Jugend forscht“ erfolgreich – wurde er sogar in die Gruppe der 16- bis 21-Jährigen hoch gestuft – und zwar laut Jury aufgrund des hohen Niveaus. Die Arbeit von Manuel Kliese beschäftigte sich mit der Fragestellung, wieviel Radium Pa-

Expedition stand fest. Er nahm sich vor, auf Spitzbergen im Gelände - zumeist zu Fuß - Unmengen verschiedenster Flechten zu sammeln, um sie später auf in den Organismus aufgenommene radioaktive Stoffe hin zu untersuchen. Doch ein solches Unternehmen in einem so extremen und abgelegenen Gebiet wie Spitzbergen verlangt eine extreme Logistik, gute Kondition und nicht zuletzt einen sehr großen finanziellen Aufwand. Bei der Logistik half Manuel Kliese ein auf Spitzbergen ansässiger Reiseveranstalter. „Kondition besaß ich noch in gutem Maße durch den gerne und intensiv betriebenen Rudersport beim Ruderverein Oberhausen, den ich aber leider aufgrund der zeitaufwendigen Forschungsaktivitäten aufgeben musste“, so Kliese. Der springende Punkt waren also die Finanzen bei der ersten rein Oberhausener Arktisexpedition „Nordenskiöldland-Querung 1999“. Der Jungforscher ging bei örtlichen Unternehmen „Klinken putzen“ - und hatte Erfolg.

Im Juli 1999 brach er auf, für zehn Tage außerhalb der Zivilisation zur Durchquerung des Nordenskiöldlandes. Die Expedition war sehr erfolgreich, viele Flechten-Proben wurden zur Auswertung gesammelt. Nicht nur aufgrund der wissenschaftlichen Aktivitäten, sondern auch und gerade wegen der einmaligen Natur und des so ganz anderen Lebensgefühls dort wusste der Hobbyforscher sofort, dass er bald wieder auf die kalten Inseln zurückkehren wird. Kliese schwärmt: „Das Dasein als kleiner, unbedeutender Mensch in einer so übermächtigen Natur lässt mich unsere menschliche Existenz mit ganz anderen Augen sehen. Ich wusste sofort, dass ich bald wieder in das Land, in dem man die Stille hören kann, zurück muss.“

Nur einige Monate später war es dann tatsächlich wieder so weit: Manuel Kliese plante seine zweite, diesmal noch anspruchsvollere Expedition, nämlich Spitzbergen im eisigen April mit dem Schneescooter



Vor dem Denkmal Amundsens in der nördlichsten Siedlung der Erde (Ny Aalesund, 79° N); im Hintergrund eine deutsche Forschungsstation

zu queren. Bei Temperaturen zwischen minus 15 und minus 35 Grad Celsius durch eine vollkommen eingeschneite, vereiste Landschaft, über Grate, gigantische Berge und das spaltenreiche spitzbergische Inlandeis, durch die Heimat des Eisbären. Eine große Herausforderung voller Gefahren - eines der letzten Abenteuer. Die gewählte Route - vom Isfjorden an der Westküste ins eisbärenreiche Gebiet des Storfjorden an der Ostküste - wird selbst von sehr erfahrenen, einheimischen Scooterpiloten nur selten begangen. Zusammen mit einem der wenigen anderen, auf Spitzbergen ortskundigen Deutschen, dem Leinaer Spitzbergen-Spezialisten Andreas Umbreit, sollte diese Expedition nun Anfang April für zehn Tage starten und das Team sich auf den fast 500 Kilometer langen Weg machen.

„Doch erstens kommt es anders, ...“: Trotz allem Optimismus waren bis Dezember 1999 keine Sponsoren gefunden. Das ehrgeizige Projekt drohte, ins Was-

ser zu fallen. Durch einen Zufall lernte Kliese dann den Heiligenhauser Amateur-Kameramann Thilo Lange über seine zweite Leidenschaft, die Segelfliegerei, kennen. Er erzählte dem eher tropenbegeisterten Filmenthusiasten von seinen Plänen - und schon war ein gemeinsamer Plan geschmiedet. „Die Idee, über die ganze Geschichte eine Fernsehdokumentation zu produzieren, gefiel mir als Finanzierungsmöglichkeit.“

Die Sache hatte dann eigentlich nur noch einen Haken: Weder Manuel Kliese, der bei der Produktion aufgrund seiner Ortskenntnis die Auto-rolle übernehmen sollte, noch Amateurfilmer Thilo Lange arbeiteten bislang im Film- und Fernsehgeschäft. Kliese: „Ich dachte mir dann, dass es so falsch nicht sein kann, das ganze Projekt in einer Mappe ganz banal, aber reich bebildert darzustellen.“ Gesagt - getan! Das Exposé landete auf den Schreibtischen von 20 deutschen Rundfunkanstalten. Aber: Es hagelte Absagen. „Ihr Vorhaben passt leider nicht in unser Sendeprofil...“, „Wir bekommen jeden Tag zig Anfragen...“, „Müssen wir Ihnen leider mitteilen...“ - aus der Traum?

Nein! Die allerletzte, noch ausstehende Antwort, sie brachte die große Wende, und zwar zunächst in Form einer Einladung zum Hessischen Rundfunk. „Ihr Projekt interessiert uns sehr...“, stand da geschrieben. „Ich konnte es kaum fassen, als Thilo und ich nach dem Gespräch mit der Redaktion mit einer Handvoll Aufträgen zur Produktion von kurzen Dokumentationen für die Sendung ‚Abenteuer Erde‘ aus Kassel nach Hause fuhren“, erinnert sich Manuel. Insgesamt drei Beiträge für ein „Spitzbergen-Special“ hatte das frischgebackene Team nun zu bearbeiten. Am 11. Juni 2000 wurden die ersten beiden Beiträge von Manuel Kliese - einer über Spitzbergen allgemein und einer über seine Expedition zur Ostküste - ausge-



*Auf der „MS Longøysund“ im Grönfjord
nahe der russischen Siedlung Barentsburg*

strahlt. „Ein voller Erfolg. Und darüber hinaus hat mir das Ganze so gut gefallen, dass ich mich entschieden habe, in Zukunft in diese Branche zu gehen.“ Ein Jahr lang volontiert er nun nach der Schule als „polarer Korrespondent“ bei der Redaktion Wissenschaft des HR und wird sicher nicht nur in diesem Zeitraum den einen oder anderen Fernsehbeitrag produzieren. Sogar eine feste Basis mit eigenem Büro auf Spitzbergen hat er sich in diesem Sommer geschaffen, und 2001 wird es ihn nach Ammassalik in den Osten Grönlands ziehen. Seine russischen Bekannten in Barentsburg nennen ihn einen richtigen „Poljarniki“ - was mehr oder minder einer Art Ehrenbürgerschaft in der russischen Siedlung entspricht. Normalerweise dürfen sich dort nur die russischen Polarpioniere mit diesem Namen schmücken, berichtet Manuel.

Ausgewandert in die Wüste am Nordpol - ist das nicht ein sehr trostloses Schicksal? „Das kann ich nicht sagen, denn die kleine Gesellschaft am kalten Ende der Welt bietet manchmal mehr menschliche Wärme, als man sich vorstellt“, betont der junge Forscher. Auch die Arbeit im Team unter extremsten Be-

dingungen war sehr lehrreich, vor allem während seines dreimonatigen Aufenthaltes und der Expedition im Sommer 2000. „Spitzbergen ist vielleicht mein Weg, eigenständig und erwachsen zu werden, denn da draußen, alleingestellt in einer einsamen Wildnis, bringt es einem gar nichts, vor Schwierigkeiten die Augen zu verschließen - eine Erfahrung, die ich mit nach Hause gebracht habe.“

Für die Zukunft hat er natürlich noch ein spektakuläres Projekt in Planung: „Wenn es mir im nächsten Jahr gelingt, das Inlandeis Grönlands aus eigener

Doch die Hoffnung hat er natürlich noch nicht ganz aufgegeben.

Auch diesmal soll während der mehr als 50 Tage quer über die größte Insel der Erde verlaufenden Tour eine wissenschaftliche Aufgabe durchgeführt werden, obwohl sich Manuel nun ja eher in die wissenschaftsjournalistische Richtung bewegt. Alle fünf Kilometer der fast 1000 Kilometer langen Nansen-Route will er einen Meter tief ins Gletschereis Grönlands bohren und die geschmolzenen Bohrkernkerne dann als Proben zurück in Deutschland der Wissenschaft zur Bestim-



Kraft zu durchqueren, wäre ich der jüngste Mensch der Welt, der das geschafft hat“, träumt der ehrgeizige Polarpionier. Doch bislang haben sich noch keine Firmen gefunden, die das wahrlich gewagte Ziel mit ihm erreichen wollen. „Auch wenn man eine wirklich außergewöhnliche Sache organisiert und durchzuführen bereit ist, wird es immer schwieriger, Sponsoren, speziell aus der Region, zu finden; selbst dann, wenn man die ganze Sache auch verfilmt“, so Kliese.

Schnee im Hochsommer: Manuel Kliese im Nordenskiöldland

mung des globalen, radioaktiven Niederschlags der letzten 50 Jahre zur Verfügung stellen.

Der Oberhausener Manuel Kliese: Mit seinen gerade mal 18 Jahren nicht nur begeisterter Segelflieger, nein eher schon ein „Überflieger“, dem es immer dann ganz warm ums Herz wird, wenn es in die eisige Kälte geht.



Das aktuelle Team der Sitzballer der BS Oberhausen mit Trainer Franz Derißen (l.), der gleichzeitig Vorsitzender des Vereins ist

SPORT

Schmetternd übers Parkett

*Die Sitzballer
der BS Oberhausen sind
sechsfacher Deutscher Meister*

VON RALF BÖGEHOLZ

Europameisterschaften in Oberhausen? Ja, Europameisterschaften in Oberhausen! Habe ich gar nichts von gemerkt, werden viele sagen. Während in diesem Sommer Europas Kicker-Elite keinen unbeobachteten Schritt tun konnte, trafen sich in der Willy-Jürissen-Halle Mitte Juni, fast unbemerkt von den hiesigen Sportfans, die besten Sitzballer des Kontinents, um ihren Meister zu küren. Auch wenn die beiden Turniere schwer zu vergleichen sind, für die Oberhausener Organisatoren des Behindertensports war es doch der Höhepunkt ihrer knapp 45-jährigen Vereinsgeschichte - vorläufig.

„Das war schon eine tolle Sache, für die sich die viele Arbeit gelohnt hat“, blickt Franz Derißen zufrieden zurück. Der 72-jährige Vorsitzende des Behindertensports Oberhausen, seit 1997 Nachfolger von Wilhelm Storm, führt bereits seit 1970 die Sitzball-

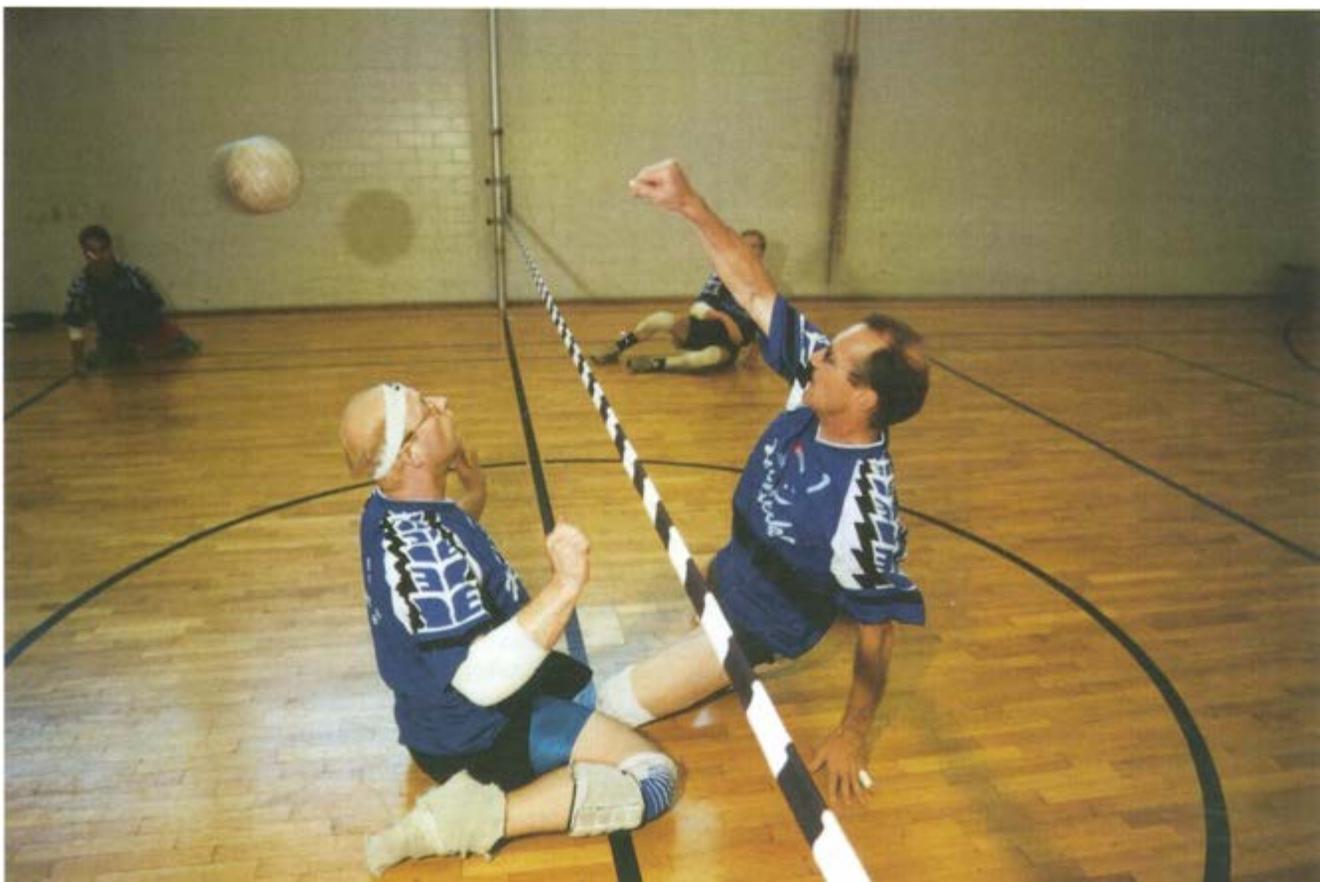
Abteilung und ist so maßgeblich für deren Erfolge verantwortlich. Spötter nennen den Verein deshalb auch schon mal „FC Sitzball“, doch das stört Derißen wenig. „Wir verfügen mittlerweile über acht Abteilungen, zählen insgesamt 365 Mit-

Für Nichtbehinderte ein ungewohntes Bild, für die Sitzballer völlig normal: Beinprothesen beim Training

glieder und haben somit eine große soziale Verantwortung. Jeder ist auf seine Weise wichtig.“ Fakt ist aber, dass die Sitzballer von allen Abteilungen des Vereins am ehesten dem Attribut des Leistungssports entsprechen und dementsprechend auf zahlreiche Erfolge verweisen können.

Aber was ist das eigentlich für eine Sportart, Sitzball? Derißen grinst bei dieser Frage und

Beim Training in der Sporthalle des Bertha-von-Suttner-Gymnasiums: Jörn Derißen (r.), Nationalspieler und Europameister, hat kunstvoll geschmettert





*Gekonnt nimmt Alfred Ludwig
den Volleyball an*

kennt die Vorbehalte gegenüber Behindertensportlern allzu gut. „Meistens werden uns Behinderten echte sportliche Leistungen gar nicht zugetraut“, weiß er, auch wenn wie zuletzt im Herbst die Paraolympischen Spiele in Sydney erneut das Gegenteil bewiesen. Auch bei den, übrigens nicht-olympischen, Sitzballern geht es nicht ohne Kraft und Ballgefühl aus. Die zumeist Oberschenkel- oder Beinamputierten Spieler bewegen sich auf dem Boden sitzend. Die Regeln sind schnell erklärt. Auf einem 10 x 8 Meter

großen Spielfeld versuchen jeweils zwei Schlagleute und drei Rückraumspieler den Ball, ähnlich wie beim Volleyball, über ein ein Meter hohes Band zu spielen. Der wesentliche Unterschied zum Volleyball ist jedoch, dass der Ball zwischen jedem Zuspiel einmal den Boden berühren darf. Und nicht zu vergessen, das Gesäß muss beim Baggern, Pritschen und Schlagen immer den Boden berühren.

Bereits seit 1962 existiert die Abteilung und mit ihrer Übernahme durch Franz Derißen stellten sich allmählich die Erfolge ein. Stetig wurde das Spiel perfektioniert, so dass sich der BSO seit 1982 bis auf eine Ausnahme jedes Jahr für die Endrunde der Deutschen Meisterschaft qualifizieren konnte. In den 90-er Jahren waren die Oberhausener gar das Maß aller Dinge in Deutschland. Nicht weniger als sechs Deutsche Meistertitel heimste das Team allein seit 1992 ein. Klar, dass mit Klaus Eichler, Joachim Tümmers sowie Derißen-Sprössling Jörn gleich drei Oberhausener sogar der Nationalmannschaft angehören.

Dabei hat Derißen den sportlichen Erfolg nie in den Vordergrund gestellt. „Die Kameradschaft ist das wichtigste bei uns. Ich spiele lieber eine Klasse tiefer, wenn dafür die Kameradschaft und der Spaß stimmen“, betont er. So wird großen Wert darauf gelegt, dass „die Truppe zusammen passt“, wie Derißen es ausdrückt. „Schon häufig haben gute Spieler von anderen Vereinen bei uns angeklopft. Aber wenn jemand nur kommen will, um in einer erfolgreichen Mannschaft zu spielen und womöglich noch dafür bezahlt werden will, dann können wir ihn nicht brauchen“, versichert Derißen, der seine „Truppe“ auch schon mal nach einem erfolgreichen Turnier in seine Kellerbar einlädt.

Bei allen sportlichen Erfolgen befinden sich die Sitzballer auf der Kehrseite der Medaille, auf der Suche nach lokaler Anerkennung. Es herrscht das Gefühl, wie der berühmte Prophet im eigenen Land



Über die Medaillensammlung des mehrfachen Deutschen Meisters freut sich auch das Maskottchen

nichts zu gelten. Die mit Meistertiteln gespickte Mannschaft sucht man stets vergeblich auf der Nominierungsliste zur Wahl der „Sportler des Jahres“ in Oberhausen. Aus dem Rathaus wird als offizielle Begründung der bei Behinderten fehlende Vorbildcharakter genannt. Im vergangenen Jahr zog es die Stadt sogar vor, den Titel der „Mannschaft des Jahres“ unbesetzt zu lassen, anstelle den Deutschen Sitzball-Meister hierfür zu küren.

In anderen Städten der Region und auch beim Westdeutschen Rundfunk sieht man das anders. So waren die Sitzballer 1999 die ersten Oberhausener, die bei der WDR-Wahl „Die Besten im Westen“ ausgezeichnet wurden. Während der im Fernsehen übertragenen Sportgala in Münster bekamen Derißen & Co. den Ehrenpreis überreicht.

Ein weiteres Problem ist für den BSO allerdings schwerwiegender: Fehlender Nachwuchs. Während andere Sportvereine trotz des veränderten Freizeitverhaltens der Jugendlichen immer noch genügend Zulauf haben, beginnt der BSO zu „vergreisen“. „Bei

einem Durchschnittsalter von über 60 Jahren kann man derzeit nicht von einem Klub mit Zukunft sprechen“, bestätigt Alfred Ludwig, Öffentlichkeitsvertreter des Vereins und gleichzeitig ein Mitglied der unterrepräsentierten jungen Garde, „und das liegt nicht etwa daran, dass die Zahl der Behinderten abnimmt“, so Ludwig weiter. „Es wird immer schwieriger, Behinderte für den Vereinssport zu begeistern“, bestätigt kopfschüttelnd auch

Derißen bei der Frage nach dem Grund für das mangelnde Interesse.

Dabei kann der begeisterte Sportfan Derißen dies in keinsten Weise nachvollziehen. Er selbst kickte in jungen Jahren erfolgreich beim VfR 08 Oberhausen, bevor er durch einen Arbeitsunfall im September 1954 einen Unterschenkel verlor. Seine Sportbegeisterung, besonders für den Ballsport, ließ er sich jedoch nicht nehmen. „Ich habe mich so schnell es wieder ging umgehört, wo es Leute wie mich gibt, die irgendetwas mit dem Ball machen“, erinnert er sich noch bestens an seine erste Begegnung mit dem BSO. Der Verein hieß damals noch Versehrtensport-Gemeinschaft, weil die Gründungsväter Mitte der fünfziger Jahre vornehmlich zu den Kriegsbeschädigten zählten. Heutzutage muss der Verein die Initiative übernehmen und potenzielle Mitglieder gezielt ansprechen, was sich zunehmend schwieriger gestaltet.

Übrigens: Während die Deutsche Fußball-National-Elf bereits zu Beginn der EM von der Bildfläche verschwand, sahnte die deutsche Nationalmannschaft der Sitzballer, mit drei Spielern des BSO, in Oberhausen den Titel des Europameisters ab.



*Kinder-Bibelwoche in der
Luther-Kirchengemeinde*

KIRCHE

Gottes Volk hat viele Farben

*Sechs evangelische Gemeinden
und ihr Engagement
für die Nächsten*

VON MARGRET SCHMIDT

Evangelische Kirche in Oberhausen - was will sie? Was tut sie? Ganz konkret? Ja, - sie verkündigt Gottes Wort. Sie fragt danach, was das Wort der Bibel heutigen Menschen zu sagen hat. Immer noch. Auch wenn es, wie es scheinen mag, immer weniger Hörende gibt. Pfarrerrinnen und Pfarrer begleiten Menschen an wichtigen Stationen ihres Lebens, bei Trauungen, Taufen, Konfirmationen, Beerdigungen ... Ist die Kirche eine Institution, mit eigenen „Spielregeln“? Eine Einrichtung - so die Übersetzung des lateinischen Wortes - neben anderen in der Gesellschaft? Gewiss, das auch. Es gibt durchaus Parallelen zu Vereinen, Verbänden, Gewerkschaften. „Die Kirche hat ein Interesse daran, gesellschaftliches Leben mitzugestalten“, sagte Dieter Hofmann, Superintendent des Kirchenkreises, im letzten Sommer anlässlich eines Empfangs im Rathaus. Auch die Institution „Evangelischer Kirchen-



Konfirmations-Gottesdienst in der Markus-Kirchengemeinde unter Mitwirkung einer afrikanischen Gemeinde

mindest aber wird in ihr die Vision von einem Zusammenleben aller wachgehalten, bei dem sich niemand als weniger wertvoll, gar wertlos, erleben sollte.

Vor diesem Hintergrund geschieht nun einiges, insbesondere durch die Menschen in den zwölf Gemeinden. Sie bilden die Basis des Kirchenkreises. Jede einzelne ist völlig eigenständig, auch wenn ihnen die Kirchenordnung einen Rahmen setzt. Das von den Gemeindegliedern gewählte Presbyterium entscheidet über die zur Verfügung stehenden Kirchensteuermittel und bestimmt die Arbeitsschwerpunkte.

Die vielen ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer im „Eine-Welt-Laden“ der Osterfelder Auferstehungskirchengemeinde

kreis Oberhausen" wird verwaltet, vergibt Ämter mit Leitungs- und Weisungsbefugnissen. Aber - schon an diesem Punkt wird ein erster Unterschied zu anderen gesellschaftlichen Gruppierungen erkennbar: Mit dem Bild des Apostels Paulus von Kirche als „dem einen Leib Christi" und seinen verschiedenen, gleichwertigen Gliedern - und die Betonung liegt auf gleichwertig - versucht evangelische Kirche, die gesellschaftliche Werteskala von oben und unten, wichtig und weniger wichtig bis unwichtig zu durchbrechen. Bei Gott! - oft genug gelingt das nicht. Auch in der evangelischen Kirche sind eben „nur" Menschen am Werk. Zu-





Die Marimba-Gruppe der Markus-Kirchengemeinde mit Pfarrer Helmut Müller; die Musikinstrumente stammen aus Botswana

Beispielsweise die Pauluskirchengemeinde auf der Duisburger Straße: Seit Entstehung der ersten christlichen Gemeinden vor nunmehr 2000 Jahren ist Diakonie Wesensteil von gelebter Kirche: Die Pflege und Begleitung kranker und alter Menschen. In „Paulus“ jedoch bedachten Presbyterinnen und Presbyter diese gute, alte Tradition neu und trafen eine andere Entscheidung: „Direkte Krankenpflege“, so die gewonnene Einsicht, „die bieten inzwischen auch viele ambulante Pflegedienste an.“ Und sie fragten: „Aber wer kümmert sich um all’ die anderen, alltäglichen Probleme, nach der Entlassung aus dem Krankenhaus beispielsweise?“

Jetzt machen Diakonie-Frauen Besuche bei Gemeindemitgliedern, zu Hause oder im Krankenhaus, fragen nach, ob Hilfe benötigt wird, im Haushalt, beim Einkauf ... Sie holen mit dem Gemeindebus Menschen zu Kirchenveranstaltungen ab, organisieren Einkaufsfahrten, kümmern sich bei Behördengängen,

gewähren Hilfe bei der Beantragung von Pflegegeld - und sind zuweilen auch einfach nur da, mit einem offenen Ohr, Zeit und Liebe. Nichts Spektakuläres, sicher, „aber die Menschen in der Gemeinde sind froh, dass es diese Dienste gibt“, erklärt Pfarrerin Barbara Weyand, und fügt hinzu: „Daran soll Kirche erkennbar sein.“

Einen ganz anderen Schwerpunkt setzte vor mehr als zehn Jahren die Osterfelder Auferstehungskirchengemeinde mit ihrem „Eine-Welt-Laden“ auf der Bottroper Straße. Zwei Ziele verfolgen Margret Leuer und

ihr Team von rund 25 zumeist jugendlichen, ehrenamtlich tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Der Verkauf von Produkten aus der „Dritten Welt“ zu Preisen, die den Produzenten einen gerechten Lohn und damit Sicherung ihres Lebens gewährleisten, ist das eine; das andere besteht aus Informationsarbeit über die Zusammenhänge von Konsumhaltung und Machtmechanismen in den Ländern des Nordens, die den Menschen in den Ländern des Südens Lasten aufbürden, welche sie im wahrsten Sinne des Wortes um ihr Leben bringen. „Die praktische Arbeit wird maßgeblich von den jungen Leuten getan“, sagt Leuer anerkennend. Zu ihrem Auftrag gehört auch die Begleitung der Gruppe, insbesondere bei ganz persönlichen Problemen, manchmal über Jahre. Selbst wenn es keine Garantie gibt: Ein junger Mensch, der in dieser Form Gemeinschaft erfährt und dem gleichzeitig ein tragbares Maß an Verantwortung zugetraut wird, dürfte weitgehend gewappnet sein gegen Verführungen, die ihn selbst oder andere Menschen zerstören könnten.

„Gottes Volk hat viele Farben“ - dieser Slogan eines Plakates, der die weltweite ökumenische Dimension



Die Pastoren der sechs afrikanischen Gemeinden in Oberhausen; vorne links Moses Mzwandile Ngcala, Kirchlicher Dienst in der multikulturellen Gesellschaft

christlicher Kirche beschreibt, ist der Markuskirchengemeinde im Schladviertel ein besonderes Anliegen, seit Anfang der 80-er Jahre Geschwister aus Südafrika immer wieder Gäste des Kirchenkreises waren. „Sie öffneten die Augen für rassistische Strukturen weltweit und unter uns“, sagen Pfarrerin Sonja Stauer-Müller und Pfarrer Helmut Müller rückblickend. Begegnungen mit Menschen aus der weltweiten Ökumene sind seitdem zu einer Selbstverständlichkeit im Gemeindeleben geworden. Seit einigen Jahren gibt es enge Kontakte zur „Victory Christians Ministries“, in der sich hauptsächlich afrikanische Christinnen und Christen zusammengefunden haben, um in der Frem-

de ihren Glauben in ihrer Kultur und Tradition leben zu können. Regelmäßig feiert diese Gemeinde ihre Gottesdienste in der Markuskirche an der Dietrich-Bonhoeffer-Straße.

Dabei ist beiden Gemeinden wichtig, dass es nicht nur ein Nebeneinander gibt, sondern ein Miteinander wächst. „Sie sind nicht Gäste bei uns“, betont Pfarrerin Stauer-Müller, „sondern Christinnen und Christen, denen wir partnerschaftlich begegnen wollen.“ Diese Definition von christlicher Gemeinschaft schließt naturgemäß auch praktizierte Solidarität mit Menschen ein, die darauf angewiesen sind. Seit Jahren gewährt die Gemeinde Flüchtlingen eine Herberge und setzt sich dafür ein, dass diese Menschen zu ihrem Recht kommen, wo es das Recht auf Asyl faktisch nicht mehr gibt. Sie weiß sich dabei dem Mann verpflichtet, dessen Leben ebenfalls bedroht war

und der auch mit seinen Eltern aus Bethlehem fliehen musste.

Auf dem Tackenberg ist die Heimat der APO-Leute - so nennen „Einheimische“ liebevoll ihre Apostel-Kirchengemeinde. Kinder- und Jugendarbeit bildet hier seit jeher einen wichtigen Schwerpunkt. Die TENSING-Gruppe veranstaltet jährlich im Herbst eine Show, in der Elemente wie eine Band, Tanz, Pantomime, Theater, Jonglage, Videoclip, Sologesang, Bühnenbild, Choreographie und Technik vorkommen. Rund 70 bis 80 Jugendliche zwischen 14 und 19 Jahren bereiten diese Show eigenverantwortlich ein dreiviertel Jahr vor. „Viele junge Menschen haben hier ihre Kreativität entdeckt und entfaltet und haben durch die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Thema der Show wichtige Denkanstöße erhalten“, ist Pfarrer Herbert Großarth überzeugt.

Weil sich in den letzten zehn Jahren das Erscheinungsbild auf dem Tackenberg durch den Zuzug von Familien aus anderen Kulturen und Religionen entscheidend verändert hat, ist es ein besonderes Anliegen der Gemeinde geworden, zum harmonischen Zusammenleben aller Menschen beizutragen. Die wöchentlichen Kindertage und das jährlich veranstaltete Fest „Kinder einer Erde“ sind eine symbolische „offene Tür“, eine Einladung, einzutreten und dabei zu sein - ohne Vereinnahmung zu werden.

Die „Rote Kirche in der Heid“ - so hieß sie 23 Jahre lang, bevor sie am Reformationstag des Jahres 1923 den Namen „Lutherkirche“ erhielt. Diese betagte, alte Dame auf der Lipperheidstraße erfuhr schon vor ihrem 100. Geburtstag im Jahr 1999 eine „Schönheitskur“, verbunden mit zweckdienlicher Erneuerung. Sie wurde umgestaltet zu einer zentralen Begegnungsstätte an allen Tagen der Woche, und nicht nur zum Gottesdienst am Sonntagmorgen. Seit ihrer Wiedereröffnung im September 1995 finden hier klassische Konzertabende und Rockkonzerte statt, Ausstellungen und Vortragsreihen, Theateraufführungen und Tanzabende, Kirchenmusik- und Chorkonzerte und vieles andere mehr. Hinter diesem Konzept stand die Überlegung, eine Synthese zu schaffen zwischen traditionellem Gemeindeleben und neuen Wegen, die auch die Menschen "draußen" im Blick hat. Folgerichtig ist die Lutherkirche jetzt auch ein „Haus der Gemeinde“ für die Menschen, die mit ihr sonst wenig „am Hut haben“. Und diese Öffnung ist durchaus beabsichtigt.

In der Kirchengemeinde Holten geschieht eine Arbeit, die in der Gesellschaft nur allzu gern ausgeblendet wird. Pfarrer Peter Halbach gründete vor etwa zehn Jahren die „Elterngruppe behinderter Kinder“. Nach seiner Überzeugung ist „behindert zu sein“ der Normalfall menschlicher Existenz und kein Sonderfall. Viele Menschen sind in unterschiedlicher Ausprägung behindert und verlieren dadurch nicht ihre Würde und auch nicht ihr Normalsein.“ Die Integration sogenannter behinderter Menschen in die „normale“ Gesellschaft stellt für „nichtbehinderte“ Menschen eine Herausforderung dar und Halbach weiß, dass von einem partnerschaftlichen Zusammenleben die Gesellschaft wie auch die Gemeinden weit entfernt sind. Die Elterngruppe trifft sich regel-

mäßig, um sich gegenseitig zu stützen und um sich über medizinische, psychologische, finanzielle, rechtliche, kirchliche u. a. Aspekte zu informieren. Es finden Sommerfeste und Adventfeiern statt und zweimal im Jahr werden gemeinsame Familiengottesdienste gefeiert, die von der integrativen Musikgruppe der Städtischen Musikschule begleitet werden. Die Elterngruppe hat einen Dienst ins Leben gerufen, der die Familie entlastet und bei dem ein Zivildienstleistender die Kinder betreut, damit ihre Eltern mal Gelegenheit zu Arztbesuchen oder Einkäufen haben.

Sechs Gemeinden - und ganz unterschiedlich in ihren Ansätzen. Wirklich ganz unterschiedlich? Werden nicht all' die verschiedenen Aktivitäten von einem Motiv „genährt“, das schon - lange vor den humanistischen Denkern - im Ersten Testament der Bibel grundgelegt ist? Nämlich, dass Menschsein nur möglich wird im An-Einander-gewiesen-sein, im Auf-Einander-bezogen-sein, im Eintreten für nahe und ferne Nächste. Es macht eben auf Dauer nicht zufrieden, nur um sich selbst zu kreisen. Dabei ist das Engagement für „den Nächsten“ keineswegs eine Einbahnstraße, auf der immerzu selbstlos gegeben würde. Der „Dienst“ an Anderen bereichert auch das eigene Leben. Obwohl: Allzu lange ist „Diakonie“ mit Dienen in Demut, Opfer, gar Aufopferung, verknüpft worden. Auch ist diese Haltung noch nicht ausgerottet - Gott sei's geklagt. „Diakonein“ meint ja vom Ansatz her eine gerechte, herrschaftsfreie Gemeinschaft, in der Machtstrukturen aufgehoben sind und alle zu ihrem Recht kommen. Um das deutlich zu machen, hat Jesus, der freie Mann, der Lehrer, Meister und „Herr“ seinen Jüngerinnen und Jüngern die Füße gewaschen - zu seiner Zeit die Arbeit von Sklaven oder Frauen. Mit dieser Handlung stellte er die gesellschaftliche Machtstruktur auf den Kopf und eine Theologin unserer Tage spricht von dieser Tat als einer „Revolution zu Jesu Zeit“.

Gewiss - es gibt in dieser Gesellschaft und auch in dieser Kirche noch viel zu tun, im Jahr 2001 nach Christus und seinem Beispiel. Aber immer mal wieder leuchtet in Gemeinden etwas auf von solcher Gemeinschaft - die beiden Begriffe gehören ja untrennbar zusammen. Und das ist einfach wohltuend, ist gut für Menschen - ein Stück von Gottes Reich.

SICHERHEIT

Leben retten zu Wasser und in der Luft

*Taucherstaffel
und Höhenretter bei der
Berufsfeuerwehr Oberhausen*

VON ASTRID KNÜMANN

Einigen weht der Wind in luftiger Höhe um die Nase, andere tauchen ab ins kühle Nass. Die einen steigen hoch hinaus, die anderen tief hinab. Und alle haben eines gemeinsam: Sie sind bei der Berufsfeuerwehr Oberhausen beschäftigt. Es sind Spezialisten – jeder in seinem Element. Die einen dürfen keine Höhenangst haben, die anderen scheuen sogar die trübe Brühe des Rhein-Herne-Kanals nicht. Und immer kann es um die Rettung eines Menschenlebens gehen – ganz oben oder tief unten. Glücklicherweise sind Einsätze unter solchen extremen Bedingungen auch bei der Berufsfeuerwehr nicht alltäglich. Und so muss regelmäßiges Training die Sinne schärfen und die Muskeln kräftigen – für den Ernstfall.

Für die Taucherstaffel der Feuerwehr ist der Rhein-Herne-Kanal ein ideales Übungsgelände – dunkle Brühe, man sieht die Hand vor Augen nicht, ist auf den Tastsinn angewiesen. Rostiger Schrott statt leuchtender Korallen. Im Gegensatz zur Höhenrettung gehört die Taucherstaffel schon fast zum „Inventar“ der Berufsfeuerwehr, besteht sie doch schon seit 1962. Heute sind 31 Aktive dabei, verteilt auf drei Wachabteilungen. Mit Tauchgeräten, zwei Motorbooten und einem selbst gebauten Wasserrettungswagen rücken sie zum Einsatz aus. Jeder Taucher schleppt dabei rund 30 Kilogramm Ausrüstung ins Wasser – vom Messer bis zum Bleigurt, vom Rettungskragen bis zur Signalleine.



Keine Angst vor schwindelnden Höhen haben die Feuerwehrleute, die eine Spezialausbildung zu Höhenrettern absolvieren

Doch vor dem Abstieg in den Kanal steht die Übung im „Trockendock“. Erste Station ist dann ein Hallenbad. Hier werden alle Handgriffe geprobt, bis jeder Taucher im Schlaf weiß, was zu tun ist. Alles muss in Fleisch und Blut übergehen. Auch die Handgriffe, die im Ernstfall das eigene Leben retten können. Jeder Taucher weiß, dass er unter Wasser eingeklemmt werden kann. Er muss wissen, wie man im Wasser die Atemmaske wechselt, muss lernen, seine Nerven unter Kontrolle zu behalten. Jeder Abstieg in die Tiefe ist aber trotz allen Trainings ein Abstieg ins Ungewisse. Nie wissen die Taucher im Kanal, was sie aus dem Trüben fischen werden.



*Baukräne, Gasometer, Müllverbrennung -
das sind beliebte Übungsreviere der Höhenretter*

Peter Lindemann, Fachbereichsleiter Atemschutz und Rettungsdienst bei der Berufsfeuerwehr, hat selbst Taucherfahrung. Und die waren nicht immer angenehm: „Es ist furchtbar, aus der schlammigen Brühe eine Leiche bergen zu müssen. So was muss man erst einmal verarbeiten.“ Um mit solchen Erlebnissen umgehen zu können, hilft manchmal auch Galgenhumor. Hin und wieder sorgen dann die Kollegen

aus dem Team für eine „Begegnung der dritten Art“. So ließen die „lieben Kollegen“ Peter Lindemann einst genau neben einer toten Ratte auftauchen: „Die Gänsehaut hielt sich stundenlang.“

90 Minuten können die Taucher im Sommer unter Wasser aushalten; im Winter kostet jeder Tauchgang neue Überwindung, weil das Wasser bis zu vier Grad kalt werden kann. Der Kanal birgt auch für die Retter unter Wasser Gefahren, vor allem, wenn sich über dem Taucher zwei Schiffe begegnen und einen starken Sog verursachen. „Man sollte sich dann schnell einen großen Stein suchen und sich daran festklammern, um nicht mitgerissen zu werden“, weiß Reiner Porsch, bei der Feuerwehr zuständig für die Taucherstaffel. Die Technik hilft den Tauchern heute bei der Absicherung. Sie sind per Funk und mit einer Sicherheitsleine mit den Kollegen am Ufer verbunden. Und für jeden Feuerwehrmann unter Wasser steht ein Taucher in voller Montur am Ufer - für den Notfall.

Spaß am nassen Element und Abenteuerlust allein reichen bei weitem nicht, um bei der Taucherstaffel mitmachen zu können. Fitness ist die wichtigste Voraussetzung - und Teamgeist. Jeder, der abtauchen möchte, muss den Druckkammertest

bestehen. Jedes Jahr hat dann der Arzt die entscheidende Stimme: Tauchen oder nicht tauchen. Mit der Taucherstaffel leistet sich die Oberhausener Berufsfeuerwehr eine Einheit, die vor einigen Jahren sogar schon einmal in Gefahr war, abgeschafft zu werden. „Aus Kostengründen wurden damals einige Taucherstaffeln aufgelöst. Wir haben daraufhin die Rechtslage hinsichtlich der Taucherrettung prüfen lassen. Ein Gutachten bestätigte, dass unsere Taucherstaffel notwendig ist“, sagt Wolfgang Tingler,



Chef der Oberhausener Berufsfeuerwehr, erleichtert.

Es gibt viele Gewässer im Stadtgebiet und in der Umgebung. Unterstützung finden die Feuerwehrttaucher bei ihren Einsätzen bei der Wasserschutzpolizei, dem Schifffahrtsamt und der DLRG, die ihr Gelände am Kanal zu Übungszwecken zur Verfügung stellt. Mittlerweile koordiniert die Leitstelle der Oberhausener Feuerwehr Rettungseinsätze von Tauchern von sämtlichen Staffeln in Nordrhein-Westfalen.

Während die Taucher im Trüben fischen, klettern die Höhenretter der Feuerwehr den Vögeln hinterher. Für sie kann es scheinbar nicht hoch genug hinaus gehen. Extremklettern würde man das wohl nennen, wenn nur ein Berg in der Nähe wäre. Dabei ist die

Regelmäßiges Training im Hallenbad gehört für die Aktiven der Taucherstaffel zum Übungsalltag

Höhenretterstaffel ein junger Spross der Berufsfeuerwehr, es gibt sie seit 1995. Und schon jetzt hat sie Vorbildfunktion für andere Feuerwehren. Feuerwehrleute aus anderen Städten und Ländern werden hier geschult. Feuerwehren anderer Städte rufen die Oberhausener Höhenretter in Notfällen zur Hilfe, manchmal werden sie sogar von der Bezirksregierung Düsseldorf angefordert.

„Mit diesem neuen Rettungskonzept soll nicht nur die herkömmliche Sicherungstechnik im allgemeinen Feuerwehrdienst verbessert werden, sondern auch für extreme Einsätze eine Spezialeinheit geschaffen

werden“, erläuterte Wolfgang Tingler vor fünf Jahren. Er konnte sich vor Freiwilligen für den ersten Kurs kaum retten. Jetzt, fünf Jahre später, ist die Truppe etabliert. Die Mitglieder beherrschen die neue Technik, mit der Menschen in Hochhäusern, auf Baukränen oder Fördertürmen gerettet werden können. Und manchmal, da klettern auch die Höhenretter tief hinunter - um einen Menschen aus einer Baugrube zu befreien oder nach einem Silounfall zu bergen.

„Höhenrettung an sich ist kein Risiko, die einzigen Risiken sind Hektik und Unachtsamkeit, die aus Nervosität entstehen.“ Das lernen alle Höhenretter. Ihre Übungen beginnen in über 100 Metern Höhe. Ein Höhepunkt ihrer Übungen ist das Training am Gasometer. Betrachten, die die Feuerwehrleute in luftiger Höhe am Seil „baumeln“ sehen, stockt der Atem. Hinsehen mag man da kaum mehr. Doch die Höhenretter wissen genau, was sie tun und wie sie eine Trage mit einem Verletzten sicher auf die Erde herunter holen.

Auch die Höhenretter müssen ihr Können nicht oft im Ernstfall unter Beweis stellen. Einmal aber haben sie einen Kranführer von seinem luftigen Arbeitsplatz geholt, der einen Herzanfall erlitten hatte. Und manchmal hängen sie an der „Tonne“, um ein riesiges Plakat an der Außenseite des Gasometers anzubringen. Für die Höhenretter gilt ebenso wie für die Taucher: üben, üben, üben. Und so gehen sie schon mal in 117 Metern Höhe auf dem schmalen Eisenträger des Gasometers spazieren. Noch höher ist der Turm der Gemeinschaftsmüllverbrennungsanlage. Auch

hier „kraxeln“ die Höhenretter hinauf. Bald wird ein eigens für ihre Zwecke umgebauter, aus dem Alltagsdienst ausrangierter Einsatzleitwagen ihre Ausrüstung zum Einsatzort schaffen - der Umbau geschieht übrigens in Eigenarbeit der Feuerwehrleute.

Zurück zur Übung: In zehn Minuten ist die Ausrüstung angelegt - auf sicherem Boden. Zehn Karabinerhaken am Gürtel, ein löchriges Stück Metall, der Radeberger Haken, und etliche Meter Seil. Die Akteure sehen aus wie Abenteurer auf einer Mount Everest-Expedition. Der Aufzug bringt die Retter dann ganz komfortabel auf die Aussichtsplattform. Ein Satz - und die Feuerwehrleute lassen die Absperrung hinter sich. Von nun an geht's bergab. Auch hier sitzt jeder Handgriff. Der Abseilakt ist nichts für schwache Nerven. Während die Taucher im Kanal mit miserabler Sicht kämpfen, werden die Höhenretter schnell Spielbälle des böigen Windes, der um den Gasometer pfeift. Einen Feuerwehrmann



In voller Montur taucht der Feuerwehr-Froschmann in die Kanal-Brühe

findet man hoch oben und tief unten: Reiner Porsch ist Leiter der Höhenretterstaffel.

„Seil- und Gerätekunde, Knotenkunde, Einsatztaktik, Rettungsvarianten, Übungen, um sich an die Höhe zu gewöhnen, Selbstrettung, Personenrettungsübungen im Hängesitz oder mit der Trage, technische Hilfeleistungen - das alles müssen die Freiwilligen lernen“, berichtet Porsch. Und wenn alles „sitzt“, muss immer wieder geübt werden: zu Wasser, zu Lande und in der Luft.



Mit diesem Kader bestreitet Fußball-Oberligist SV Adler Osterfeld die Spielzeit 2000/2001

SPORT

Es ist was im Busch im Rothebusch

Der Familienverein SV Adler Osterfeld hat große Pläne

VON GUSTAV WENTZ

Man tritt wohl niemandem zu nahe oder gar auf die Füße, wenn man über den SV Adler Osterfeld als „Familienverein“ spricht. Bei „FC Becker“, wie ein kleiner Schnack spöttisch anmerkt, dürfte es eher den einen oder anderen leicht pikierten Blick geben. Da wehrt sich die Familie auch vehement, Jürgen Becker, Vorsitzender des SV Adler 1922 Osterfeld: „Familienverein, das lassen wir gern gelten, weil die Atmosphäre im Verein sehr familiär ist, weil die Geschichte des Vereins auch die Geschichte einiger Familien hier ist. Aber FC Becker, das stimmt so ja nicht.“

Mit der Becker-Familie ist der Verein aus dem Rothebusch, wo Osterfeld am meisten westfälisch ist und an manchen Punkten (wir kommen noch auf eine besonders nahezu neuralgische Stelle zu sprechen) nahtlos in Bottrop übergeht, freilich auf besondere Weise verhandelt. Da hilft kein Leugnen, da hilft auch kein Verweis auf die „vielen großartigen Menschen, die in diesem Verein arbeiten und beheimatet sind“ (Jürgen Becker): Die Becker-Familie ist seit 1922 ununterbrochen und auf vielfältige Art und Weise auch

der SV Adler. Es würde zu weit führen, darum nur soviel: Jürgen ist Vorsitzender, Bruder Heinrich war viermal Vorsitzender und ist Ehrenvorsitzender, der Großvater gehörte zu den Männern der ersten Stunde, Vater und Geschwister waren immer dabei, und Eleonore Reimann, Vereinswirtin mit Leib und Seele („Jungens, habt ihr gewonnen?“) ist – eine geborene Becker.

Stichwort Vereinswirtin: Seit der Gründung 1922 verkehrt der Verein in einem Lokal, „Haus Reimann“ jetzt, zuvor war es Willi Großes Schmidt, der die Gaststätte bewirtete und nicht nur Wirt, sondern auch Vorsitzender war. Man sieht: Ein kurzer Blick nur hinter die Kulissen öffnet seitenweise und seitenlange Vereinsgeschichte, die in diesem Falle auch Familien- und Heimatgeschichte ist.

Werfen wir also einen Blick zurück – keine Angst, nicht zu weit. Als DJK-Verein 1922 gegründet, durchlebte der Verein (die Fußball-Abteilung ist die einzige Konstante, daneben gab es früher auch noch Schlagball, Handball, Tischtennis, Leichtathletik) diverse Wechsel. Zwölf Jahre nach der Gründung zerschlugen die Nationalsozialisten auch den katholischen Verband der Deutschen Jugendkraft, als „VfB Adler“ schloss sich der Verein dem Deutschen Fußball-Bund an; aus der DJK entließ die Geistlichkeit von St. Marien Rothebusch die Adler endgültig 1947 – der Westdeutsche Fußballverband machte den DJK-Klubs erstaunlicherweise Schwierigkeiten.

Sportlich ging es auf und ab – mehr ab als auf, muss der Wahrheit halber hinzugefügt werden. Dass Walter Hützen, Vorsitzender des Fußballverbandes Niederrhein, allerdings in seinem Grußwort zum 75-jährigen Jubiläum (also 1997) schrieb: „Der Jubiläumsverein gehört zu den Vereinen, die nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehen“, das war schon ein wenig ignorant. Immerhin kickten die Rothebuscher da schon sehr erfolgreich in der höchsten Amateurklasse des Verbandes, hatten auch in den 70-er und 80-er Jahren mal mit drei Aufstiegen in Folge für Furore gesorgt. Und heute kennt jedes Kind im Fußball-Westen (sofern es sich für Amateurfußball nur halbwegs interessiert) den SV Adler Osterfeld, die schwarz-rot gewandeten Fußballer aus dem Rothebusch.

Nun ist das ja sowohl mit dem Amateurfußball als auch mit dem Rothebusch so eine Sache. In der Ober-



Spitzenspiel am Friesenhügel: Ab Frühjahr 2001 kicken die Adler wieder in ihrer Heimat

liga (für Nicht-Fußballer: 4. Liga) spielen zwar nominell Amateure, in Wahrheit aber mehr oder minder verkappte Profis. Beim SV Adler gehen immerhin noch alle Spieler einer regelmäßigen Beschäftigung außerhalb des Fußballs nach, aber versüßt wird ihnen ihre Leidenschaft doch. Bei den gegnerischen Teams ist das allerdings deutlich stärker ausgeprägt, so dass die gute Tabellenposition (bei Drucklegung dieser Zeilen war Adler Dritter!) schon erstaunlich ist. „Nein, überhaupt nicht erstaunlich“, erhebt da Jürgen Becker Einspruch, denn: „Wir haben in den letzten Jahren mit Augenmaß und Kontinuität an einer guten Mannschaft gearbeitet.“ Und nennt die Namen von Frank Neuwirth und Piero Lussu und Dieter Metzen und noch ein paar anderen mehr, die eben dafür stehen, mit Engagement und Kompetenz den jetzigen Stand der Dinge erheblich mit verursacht zu haben.

Rothebusch also, Siepenstraße: Seit 1930 ist hier die Heimat des Vereins, der in seinen ersten Anfängen im Volksgarten gespielt hatte. Der Platz am Waldrand war legendär – tiefe, schwarze Asche erst, dann



Piero Lussu ist ein engagierter Trainer, der Temperament mit Augenmaß verbindet



Zwei aus der Becker-Familie: Ehrenvorsitzender Heinrich (links), Vorsitzender Jürgen

- nach einer Generalinstandsetzung in den späten 70-er Jahren - rote Asche. Der „Rote Rasen“ war gefürchtet bei den Gegnern vom Niederrhein und aus dem Bergischen, die in ihrer Heimat vorwiegend auf sattgrünem Geläuf üben und spielen. Je höher der SV Adler stieg, desto kritischer beäugte der Verband den Boden. Für die erste Oberliga-Saison gab es noch eine Ausnahmegenehmigung, jetzt aber mussten die Osterfelder schon ausweichen. Weil sie heimatverbunden und standorttreu sind, gingen sie weder ins Stadion Niederrhein noch ins Bottroper Jahnstadion, das die Stadt ihnen für den symbolischen Preis von nur einer Mark nur zu gern überlassen hätte. Da waren die Becker-Brüder gegen, Jürgen: „Unsere Firma



Bis vor kurzem stand noch schweres Baugerät auf dem angestammten Platz des SV Adler an der Siepenstraße

sitzt seit Jahren in Bottrop, weil die Stadt Oberhausen mal nicht in der Lage war uns zu helfen. Aber wir sind Osterfelder, genauer: Rothebuscher.“ Basta. Mittlerweile ist ein richtiger Rasen ausgerollt, werden allerhand Um- und An- und Einbauten vorgenommen, und voraussichtlich schon im März 2001 spielt der SV Adler wieder im Rothebusch statt auf dem „Friesenhügel“.

Dann wird sich, so hofft vor allem Jürgen Becker, allmählich auch der Unmut in der großen Jugendabteilung legen. Die litt unter Umbau und Umzug auch, ist sie doch mittlerweile auf mehrere Anlagen verteilt. Becker: „Wer mich kennt, weiß ganz genau, wie sehr mir die Jugendabteilung am Herzen liegt. Sie ist und bleibt die Zukunft des Vereins.“ Kein Lippenbekenntnis: Qualifizierte Trainer haben in den letzten Jahren für einen in Oberhausen selten erlebten Aufschwung einer Jugendabteilung gesorgt, und - selbstverständlich spielen längst Becker-Nachkommen im Adler-Dress.

Bleiben noch zwei Sachen zu klären: Warum tut sich der SV Adler nicht mit dem SC Rot-Weiß zusammen, um gemeinsam eine große Nummer zu werden? „Konkurrenz“, lächelt Jürgen Becker da, „belebt das Geschäft. Aber im Ernst: RWO darf in Oberhausen die Nr.1 bleiben, wir bleiben Nr.1 im Rothebusch.“ Und was ist mit Bottrop im Rothebusch? Die linke Eckfahne Richtung Wald, sie steht auch nach der Renovierung jenseits der Stadtgrenze, in Bottrop eben...

PORTRÄT

Klaus der Weise

*Der Intendant des
Oberhausener Theaters
macht bundesweit Furore*

VON MICHAEL SCHMITZ



„Ein paar Leute suchen das Glück und lachen sich tot“ von Sibylle Berg feierte am 11. März 2000 Premiere im Gasometer Oberhausen

Ein Intendant, der weiß, was auf ihn zukommt. Eine kurze Begrüßung, zwei Blätter, beschrieben mit den wichtigsten Stationen seiner künstlerischen Laufbahn. Im „Falstaff“ nimmt Klaus Weise Platz unter dem Porträt des Namenspatrons der Theater-Gastronomie. Und er beginnt sofort zu erzählen. Nein, erst lädt er zur Anteilnahme an einem Genuss der besonderen Art, der Intendant des Oberhausener Theaters bietet seinen Gesprächspartnern für das Jahrbuch-Interview eine Zigarre an: Davidoff. Der Mann weiß nicht nur, was auf ihn zukommt, eigentlich Nichtraucher, weiß er auch, was schmeckt. Hajo Plitt, Jahrbuch-Herausgeber, lehnt ab. Insgesamt hatte ich aufs Gegenteil gehofft und darauf, dem unerbittlichen Nichtraucher Plitt das edle Stück später abknöpfen zu können. Ich nehme das noble Angebot dankend an, verwahre mir den Hochgenuss aber für später auf. Ich weiß, dass ich in den nächsten Stunden mit-schreiben muss, als sei ich auf einem Hochgeschwindigkeitskurs. Und wem schmeckt schon eine Davidoff, wenn er gleichzeitig den Tintenschreiber über den Block rasen lassen muss.

Zu allererst erzählt der Künstler Klaus Weise von einer Auszeichnung. 1985 erhält er den Förderpreis für junge Bühnenschaffende der Dr.-Otto-Kasten-Stiftung. Klaus Weise ist damals am Nationaltheater Mannheim engagiert. Arnold Petersen, seinerzeit Intendant am Staatstheater Mannheim, fragte seinen jungen Nachwuchsregisseur, ob er etwas dagegen ha-

be, für die Auszeichnung nominiert zu werden. „Nee.“ Der damalige Münchner Generalintendant Prof. August Everding hält beim Festakt im Wiesbadener Theater die Laudatio. „Ich hatte eigentlich gedacht, man geht irgendwas essen, dann kommt die Verleihung, und fertig.“ Pustekuchen, „nach einem so starken Vorredner musste ich eine improvisierte Gegenrede halten“. Der Preis ist mit 10000 DM dotiert, die investiert Klaus Weise in eine gute Stereo-Anlage, die er heute noch hat. Gewohnt hat er in einer Suite im Nobel-Hotel „Zum Schwarzen Bock“, die er nicht einmal richtig nutzen kann: „Bis dahin konnte ich eher die billigen Rotlicht-Absteigen.“ Und nun sitzt er beim Festbankett, Kasten, damals schon um die 90, löffelt zitternd die Suppe, die ihm drüberschwappt und meint nur trocken zum neuen Preisträger: „Das steht ihnen auch noch bevor, wenn sie mal mein Alter haben.“



Klaus Weise ist Flüchtlingskind, „und als solches bin ich irgendwie auch geschädigt“. Am 9. Dezember 1951 wird er im thüringischen Gera geboren, der Vater ist Metzgermeister, hat in Gera ein eigenes Geschäft, für damalige DDR-Verhältnisse ist die Familie sogar vermögend. Weises haben ein eigenes Haus, einen Dreiradlieferwagen und sogar den einzigen Schwarz-Weiß-Fernseher in der ganzen Straße: „Bei jedem Fußballspiel war bei uns die Bude voll.“ Die Schwester ist vier Jahre älter als Klaus Weise, soll in die FDJ, als Systemgegner ist der Vater dagegen. „Der ist noch in den 80-er Jahren, als wir längst im Westen waren, mit Schokolade rübergefahren. Ich hab' ihm immer gesagt, er solle doch so einen Quatsch nicht machen, aber mein Vater war unbeirrbar, der hat seine Prinzipien nie aufgegeben. Das habe ich irgendwie von meinem Vater gelernt, dass man an seinen Richtlinien festhalten muss.“

1958 kommt die Familie rüber, und das ist eine regelrechte Flucht: „Unser Vater hat das innerhalb von drei Tagen entschieden. Wir Kinder wussten nichts davon. Im Jahr zuvor war mein Vater bei einem

Freund in Aachen gewesen, da muss das wohl schon vorbereitet worden sein.“ Dabei ist die Familie Weise gar so etwas wie privilegiert in der DDR. Einmal im Jahr ist der Vater bei der Leipziger Messe, bringt den Kindern schon mal ne Banane oder eine Orange mit, das ist etwas Besonderes. Und irgendwann will er sich einen Wartburg kaufen. Der Händler meint, das könne schneller gehen als bei den damals in der DDR jahrelangen Lieferzeiten, aber seine Kinder bräuchten ein neues Schlafzimmer. Da zieht sich das Netz um den Metzgermeister zusammen, und eines Morgens bekommen die Kinder doppelte Unterwäsche angezogen.

Geld steckt der Vater gerade so viel ein, wie an Devisen erlaubt ist. Mit dem Taxi fährt die Familie von Gera nach Ostberlin, von dort aus mit der U-Bahn in den westlichen Teil der Stadt: „Und die ganze Bahn war voller Spitzel.“ In Neukölln kommen sie bei Verwandten in einem Zimmer un-

ter, und hier erst erzählt der Vater seinen Kindern, was passiert ist: „Wir sind geflohen, wir kommen nie wieder nach Hause.“ Klaus Weise stand damals in der DDR kurz vor der Einschulung: „Ich habe Rotz und Wasser geheult, meinen Teddybär, meine Freunde, alles hatte ich zurücklassen müssen. Und wir hatten nie Not leiden müssen, konnten sogar einmal im Jahr Urlaub an der Ostsee machen. Auch das Akkordeon meiner Schwester blieb in Gera.“

Von Tempelhof aus fliegt die Familie nach Hannover, die Maschine gerät in ein Unwetter, „das war die Hölle, meine Mutter musste sich übergeben, ich aus Sympathie auch“. Von Hannover aus geht es mit dem Zug nach Aachen, vom dortigen Hauptbahnhof zu Fuß weiter nach Eilendorf, um Geld zu sparen. Dort wohnt der Freund des Vaters, ein strenger Katholik mit vielen Kindern, der nimmt die Weises erst einmal auf. Ihm, Willi Ostlender, und seiner wunderbaren Frau Maria ist Klaus Weise bis heute dankbar.

Inzwischen kommen die ersten Schreiben der DDR-Behörden an, die Weises sollten doch zurück-

kehren, es würde ihnen auch nichts passieren. Nach ein paar Wochen müssen sie, wie alle Flüchtlinge, vorübergehend in ein Durchgangslager. Klaus Weise wird in Aachen eingeschult, weil das Geld fehlt, hat er als Einziger keine Zuckertüte, seine Schulmilch wird von der Gemeinde finanziert, der Vater findet Arbeit in einer Wurstfabrik. Die Familie lebt in einem Zimmer mit zwei eisernen Etagenbetten, bis ein neues Haus für Flüchtlinge gebaut wird, die schon damals alles andere als gern gesehen sind. Dort bekommen sie eine kleine Wohnung, „und bald hatte ich auch meinen ersten Freund im Westen“. Und erstmals sieht er, dass Leute einkaufen, ohne zu bezahlen: „Ich bin ganz aufgeregt nach Hause, meine Eltern klärten mich auf, die lassen anschreiben.“

Dann bewirbt sich der Vater bei einem Metzger in Frankfurt, dort muss die Familie über der Garage wohnen, es gibt nur zwei Eisenbetten: „Wir Kinder wurden unter Äpfelwoi gesetzt, damit wir das ganze Dilemma nicht mitbekamen.“ Noch einmal wird Klaus Weise eingeschult, und muss nun statt Blockbuchstaben Sütterlin lernen. Die Mutter arbeitet zusätzlich im Kaufhof. Der Vater kauft sich regelmäßig die Metzger-Innungszeitung, findet die Anzeige für eine Filiale in Wuppertal-Oberbarmen und besticht den Fahrer, ihn und seine Familie im VW-Bus dorthin zu fahren und nicht, wie eigentlich vereinbart, zu einer Filiale seines Frankfurter Chefs.

Von 1959 bis 1961 bleiben die Weises in Barmen, hier lernt Klaus an der Schule nun die lateinischen Buchstaben. Samstags werden im Oberbarmer Bahnhof ein öffentliches Wannenbad genommen und anschließend die Hähnchen in den neu aufgekommene Grillstuben und die Auslagen der Bekleidungsgeschäfte bewundert. Sonntags führen die Spaziergänge zu Autobahnbrücken. Hier werden die bundesrepublikanischen Autos, „auch sie Objekte unserer Begehrde“, in Fabrikate aufgeteilt, gezählt.

1961 kommt die Familie nach Mülheim, der Vater

pachtet eine größere Metzgerei, deren Eigentümer sich zurückzieht. Ab jetzt heißt es: noch mehr arbeiten. Vorerst gibt es keinen gemeinsamen Urlaub mehr, Klaus muss vor der Schule Brötchen holen. Die Metzgerei geht gut, der Vater will einen Kredit aufnehmen, will dem Verpächter den Laden abkaufen, aber der erhöht stattdessen die Pacht. „Bei der ersten großen Rezession hat er dann doch verkauft.“ Und mit 50 hat der Vater dicke Kredite am Hals. Klaus Weise geht inzwischen zum Gymnasium, und noch bis zum Einjährigen will er Metzger werden, am liebsten in den großen Schlachthäusern von Chicago. „Und dann hatte ich auf einmal Abitur, und dann wollte ich das nicht mehr.“ Auch die Schwester will den Betrieb nicht übernehmen, der in seinen großen Zeiten pro Woche immerhin 40 Schweine und drei bis vier Rinder verarbeitet, unter anderem in Mülheim auch das Max-Planck-Institut für Kohleforschung beliefert. Dann, im Laufe der Siebziger Jahre, wird die



Konkurrenz der Supermärkte immer größer, Casinos und die Werksküchen der Stahlindustrie machen dicht, Ende der 70-er verkauft der Vater den Betrieb. Da ist Klaus Weises Mutter schon tot, 1976 ist sie gestorben, wird gerade mal 56 Jahre alt.

Der Kontakt zum Vater war häufig nicht unproblematisch. In der Schule schon, einem neusprachlichen Gymnasium mit humanistischem Zweig, dem heutigen Karl-Ziegler-Gymnasium, da gerät

Klaus Weise mit Literatur in Berührung, bekommt er Kontakte zu einer ganz anderen Welt, er abonniert Zeitungen, steht, mitten in die 68-er hineingewachsen, weit links, „das ging hoch her“. Er verweigert den Kriegsdienst, gilt selbst bei den Gesellen des Vaters als „Drückeberger“. Denn plötzlich ist alles anders. Der Sohn hat nicht mehr die feine Sonntagskleidung an wie noch als Junge, als Mittwoch abends die neuen Kleider vorgeführt wurden, die nachmittags eingekauft wurden, und der Vater angesichts der Investitionen dann meist eine „Stinkelaune“ hatte. Aber die

Klamotten wurden wenigstens getragen, wenn man etwa mit dem VW-Bully zur Kölner „Bastei“ fuhr, wo auch der Willi Millowitsch oft saß. Später gab's dann einen Rekord 17 L, danach wurde der erste Mercedes gekauft.

Zu der Zeit steht es für Klaus Weise fest, dass er irgendwann seine Jägerprüfung macht. Denn schließlich nimmt der Vater ihn oft mit in die Köln-Bonner Gegend, in die Wälder, und donnert dabei einmal mit dem Mercedes bei Aquaplaning die Böschung runter. Der Wagen steht auf dem Kopf: Totalschaden. Und jetzt, nach dem Abi, will der Sohn ein Filmstudium beginnen, statt sich mit Medizin auseinander zu setzen, was der Vater am Liebsten sehen würde. Jura wäre ja auch noch gegangen. Und lange Haare hat er auch noch: „Mein Vater hat mich regelrecht drangsaliert, ich durfte als Student nicht nach Hause kommen, wenn die Haare nicht geschnitten waren. Dann habe ich bei meiner Schwester übernachtet.“ Aber das Studium hat der Vater trotzdem bezahlt.

Und später, da hat er lange Zeit die Erfolge seines Sohnes nicht wahrnehmen wollen, „es war eben nicht seine Welt. Aber irgendwann hat er sie dann doch gern gesehen. Meine Biografie ist eben ein Teil der Nachkriegszeit. Es war auch ein Kampf zweier Welten. Ich habe meinen Vater immer einen Ausbeuter geschimpft, dessen Gesellen den Mercedes bezahlen. Das waren regelrechte Kämpfe, weil er seine starre Welt nicht aufbrechen wollte. Aber 1968, das war doch ein Ausbruch aus dem Erstarrungssystem, das war notwendig.“ Da ist das Zuhause dann nicht mehr das des jungen Klaus Weise. Später, viel später, wird er sich mit seinem Vater, der 1997 stirbt, 84-jährig, aussöhnen: „Den Brückenschlag mit meiner Mutter habe ich nicht mehr geschafft. Das lastet auf mir. Man muss schon gucken, dass man Freude hat am Leben und sich nicht unnötig mit Komplikationen belastet. Aber damals hat man eben auch gefragt, was studiert man, wohin

geht man. Ich habe mir eine eigene Wirklichkeit geschaffen, wahrscheinlich, weil ich eine Wirklichkeit erlebt habe, die ich nicht beeinflussen konnte. Ich wollte mir eine bauen, in die man mir nicht reinreden konnte.“

Nach dem Abitur sagt er dem Revier „ade“, mit einem R 4 fährt er nach München: „Ich hab' damals gedacht, ich komme nur noch hierher zurück, um meine Eltern zu besuchen.“ Und er studiert an der Hochschule für Fernsehen und Film in München, von 1970 bis 1973, studiert anschließend an der Münchner Universität Philosophie, Germanistik und Theaterwissenschaft. Schon während dieser Zeit sammelt er praktische Erfahrung als Hospitant und Regieassistent am Stadttheater Ingolstadt, von 1975 bis 1978 ist er Regieassistent am Deutschen Schauspielhaus Hamburg bei Ulrich Heising, Dieter Giesing, Alfred Kirchner, Luc Bondy und Peter Zadek. Dann, so zitiert seine offizielle Biografie die Stuttgarter Zeitung vom 4. April

1985, durchläuft Klaus Weise als freischaffender Regisseur „die Schule der Provinz“, in Kiel, Tübingen, Gießen, Karlsruhe und Mannheim, inszeniert aber auch schon in München. Er schreibt Drehbücher, inszeniert Fernsehspiele für das ZDF. „Freitreppe“, bei den Hofer Filmtagen 1987 uraufgeführt, nennt die Süddeutsche Zeitung einen der „stärksten, fesselndsten Filme dieses international geschätzten Festivals“. Von 1986 bis '89 inszeniert Klaus Weise am

Düsseldorfer Schauspielhaus. In der Landeshauptstadt ist er mit 125 Vorstellungen von Ibsens „Nora“ beim Publikum besonders erfolgreich, „Liliom“ wird der Rheinische Merkur als die „beste Aufführung seit langem“ bezeichnen.

Und da ist Klaus Weise schon verheiratet. 1980 sieht er seine spätere Frau Johanna Heß erstmals auf einer Party in Berlin, wo Weise nach seiner Hamburger Arbeit einige Zeit rumgammelt, und er sagt sich: „Whow, tolle Frau.“ Einige Zeit später sieht er sie wieder, ausgerechnet im „Schildbürger“, einer Kneipe ge-



genüber dem Theater Karlsruhe, wo sie mit ein paar Leuten sitzt. Zu der Zeit studiert Johanna Heß an der Kunstakademie Karlsruhe, an der neben Prof. Loth, Lüpertz, Baselitz und Kirkeby unterrichten: „Wir hatten sofort ein vitales Interesse aneinander. Ich habe sie ins Auge genommen und sie mich, und da ist es passiert: ich lebte plötzlich in Karlsruhe und ließ meine ganze Schallplattensammlung bei meiner ehemaligen Freundin in Berlin zurück. Die machte ohne mich als Malerin jetzt richtig Karriere, war sogar bei der documenta in Kassel dabei. Und ich war auch glücklich, nur eben anders.“

Sie ziehen zusammen, Johannas Eltern zahlen die Miete und die Telefonrechnung, Klaus Weise inszeniert Kinderstücke in Karlsruhe, jobbt mit seiner neuen Freundin nebenbei im Sternelokal ihres Bruders: „Ich habe gezapft, 20 Pils für den Stammtisch und keines vorzapfen, aber ich habe dort auch gute Weine und gutes Essen kennen gelernt. Ich habe immer gern gut gegessen und gut getrunken. Johanna hat bedient und sich die blöden Sprüche mancher Gäste anhören müssen. Ich, hinterm Tresen, habe die Leute schon beim Reinkommen taxiert nach dem Motto: Können die gut Essen und Trinken, und wie viel Trinkgeld geben sie? In diesem Job steht man eigentlich über den Gästen und kann gute Charakterstudien betreiben. So haben wir uns erst mal durchgebracht.“

Dann darf Klaus Weise in Karlsruhe das erste Erwachsenenstück inszenieren, Ibsens „Hedda Gabler“. Kurz zuvor hat er noch in „Pu, der Bär“ den Esel „JA“ gespielt. Die örtliche Presse schreibt: „Klaus Weise, dem Publikum bestens noch als Esel aus Pu zur Weihnachtszeit bekannt, versucht sich jetzt an Hedda Gabler.“ Aber er hat Glück, ein „theater heute“-Kritiker wohnt in Tübingen, sieht die Inszenierung und schreibt drüber. Gegen Beteiligung inszeniert Klaus Weise auch an kleinen Theatern, unter anderem „Rollstuhl Willi“. Ein Schauspieler knallt angesichts der Gewaltszenen durch, macht nicht mehr weiter, Klaus

Weise muss selbst spielen, eine Frau verprügeln. Das gerät zu echt, Blut auf der Bühne, das Publikum hält das für einen tollen Gag, „aber die Polizei hat mich ererkennungsdienstlich behandelt, statt die Platzwunde der Frau zu versorgen“.

Als das Geld zum Ernähren reicht, heiraten Klaus Weise und Johanna Heß, am 17. Dezember 1984: „Sie hat mich immer angefasst, als ob sie mich in Ton modellieren wolle.“ Klaus Weise lernt jetzt die Pfalz und das Badische richtig kennen, auch den Elsass: „Man



lebte dort gut.“ Einher gehen Inszenierungen in München und Karlsruhe sowie Arbeiten für das ZDF, er kauft sich einen Alfa Romeo 1300 junior, ein tolles Auto, nur drei Motoren gehen kaputt: „Aber wenn er fuhr, war er wunderbar. Leider sind mir oft Leute mit ihren langweiligen neumodischen Autos reingefahren. Ich war passionierter Alfa-Fahrer.“ In München inszeniert er noch vor der Hochzeit Horvaths „Kasimir und Karoline“ am Modernen Theater, ein

Jahr später Deichsels „Loch im Kopf“ am Volkstheater. Bosse bietet ihm im gleichen Jahr am Nationaltheater Horvaths „Der jüngste Tag“ an, die Inszenierung wäre beinahe zum renommierten Theater treffen nach Berlin eingeladen worden. Dann meldet sich die Kritikerin Sigrid Löffler zu Wort, Horvath dürften nur Österreicher spielen. Weise kontert: „Nein, eben die nicht.“ Auch Brechts „Dreigroschenoper“ inszeniert er in Mannheim. Die Vorstellungen sind stets ausverkauft, und diese Arbeit erinnert ihn an seine Erlebnisse mit dem Oberhausener Schauspiel der Sechziger Jahre, an Günther Büchs legendäre Inszenierung der „Dreigroschenoper“. Bosse bietet ihm an, fest in Mannheim zu arbeiten, da sind auch Düsseldorf, Bonn und München hinter Klaus Weise her mit ihren Intendanten Canaris, Eschberg und Beelitz: „Ich konnte mich auf einmal vor Angeboten gar nicht mehr retten.“ Er geht nach Düsseldorf, seine „Nora“ wird in drei Jahren 125-mal gespielt, „aber ich weiß bis heute nicht, ob Düsseldorf die richtige Entschei-

„dung war“. München war eigentlich für ihn immer eine tolle Stadt, ist es heute noch, aber an den Kammerspielen oder dem Residenztheater hat er bis heute nie gearbeitet.

In Düsseldorf bekommt er aus Darmstadt das Angebot, am dortigen Staatstheater Schauspieldirektor zu werden, in der „Stadt der Künste“. Zur Spielzeit 1989/90 tritt er dort die Nachfolge von Jens Pesel an, das Ensemble sieht in ihm den „Schlächter“. Denn natürlich bringt Klaus Weise einige Schauspieler mit, verlängert einige Verträge im Darmstädter Ensemble nicht. Das Darmstädter Publikum kennt alle Klassiker, Weise und sein Team sagen sich: „Die ärgern wir, wir spielen nur Gegenwartsstücke, die sie nicht kennen. So haben wir einen Teil des eingesessenen Publikums wirklich verärgert, aber ein neues, junges dazugewonnen.“

Lange Aufführungen bietet er dem Publikum, vier Stunden „Othello“, aber auch vier Stunden „Geschichten aus dem Wienerwald“, die Frankfurter Rundschau nennt ihn einen „Freund der Langsamkeit“, der zwar eine Menge Einfälle habe, aber auch auf keinen verzichten mag. Der gleiche Kritiker schreibt im März 1991 über Klaus Weises Abschiedsinszenierung in Darmstadt, Ibsens „Frau vom Meer“: „Eine Inszenierung von außergewöhnlichem Format.“

Zu diesem Zeitpunkt verpflichtet Darmstadt einen neuen Intendanten, der Weise nicht behalten will, obgleich dieser eigentlich einen Vier-Jahres-Vertrag hat. Das Publikum haben Weise und sein Ensemble längst hinter sich, spätestens seit „Damen der Gesellschaft“ liegen die Fans dem Team zu Füßen, sie schicken eine Petition an den Kultusminister. Und Weise selbst bringt in seiner „Othello“-Inszenierung die neuesten Nachrichten über die Darmstädter Intendantendiskussion auf die Bühne. In einer 15- bis 20-minütigen Improvisation schimpft Rodrigo an allem rum.

Und dann erhält Weise einen Anruf aus Oberhausen, der damalige Kulturdezernent Jürgen Gerhardt

ist am anderen Ende der Leitung: „Kennen Sie Oberhausen? Hier will man ein Schauspiel gründen.“ Denn die Schließung des Musiktheaters ist längst beschlossene Sache, auch wenn der Kampf darum noch heftig tobt. Weise fährt nach Oberhausen, hört und sieht sich das mal an.

Mit der Spielzeit 1991/92 übernimmt Klaus Weise die Intendanz in Oberhausen, die Musiktheater-Ära endet am 29. Februar 1992, bis zur Eröffnung der ersten Schauspielsaison 1992/93 wird das Haus umgebaut, einen nicht unerheblichen Teil des Ensembles bringt Weise aus Darmstadt mit.

Auch seine Familie, die Weises sind inzwischen zu viert, Kurt ist mittlerweile 12, Charlotte 10, Theresa wird vor sechs Jahren in Oberhausen geboren: „Gott sei Dank haben wir drei Kinder, obwohl das ein Problem ist in einer Gesellschaft, die den Reich-

tum an Kindern nicht mehr schätzt. No Kids haben alle Chancen dieser Welt. Die Gesellschaft sollte sich dankbar zeigen über Familien mit mehreren Kindern, die stattdessen fast als asozial gelten. Ich finde es auch eine Sauerei, dass die Rolle der Frau gesellschaftlich nicht gewürdigt wird. Schließlich lebt die Gesellschaft doch davon, dass sie sich erhält und Sachen weitergibt. Dafür will ich nicht belohnt, aber auch nicht bestraft sein.“

Meist nur vormittags kann Johanna Heß in ihrem Atelier arbeiten, und ihn plagt nicht selten ein schlechtes Gewissen, „dass ich ihre Begabung oft so wenig unterstützen kann. Das ist in unserer Beziehung manchmal auch ein Konflikt. Dazu kommen dann noch meine Argumente, dass schließlich ich den Großteil unseres Geldes verdiene und basta, so doof ich ein solches Argument auch finde. Vielleicht sollte ich mal ein halbes Jahr die Arbeit ruhen lassen und den Hausmann machen. Das hat sicherlich was Verlockendes, aber ich glaube, ich kokettiere damit eher. Das ist eben ein klassischer bürgerlicher Konfliktstoff. Und das, was wir tun, ist ja nicht nur Brot-



erwerb, wir tun ja auch, was wir wollen. Das macht das Leben spannend und auch anstrengend. Vielleicht ist Kunst als Single einfacher zu machen. Aber Johanna und ich, wir versuchen, das hinzukriegen.“ Ohnehin könne man bei drei Kindern nicht trödeln.

Natürlich gehört bei Künstlern, die miteinander leben, Kritik zum Alltag. Johanna Heß ist die schärfste Kritikerin von Klaus Weises Arbeit, „und ich bin einer der schärfsten Kritiker ihrer Arbeit – im Haushalt. Weil ich so gut wie nichts tue, meine ich, aus dem schlechten Gewissen heraus viel herumnörgeln zu müssen. Diese Art der Kompensation finde ich ganz schrecklich, aber manchmal kann ich nicht anders. Gott sei Dank ist Johanna mindestens genau so stark wie ich und bietet mir Paroli. Streit auszuhalten und zu klären, gehört zu einer vitalen Beziehung und nicht das singlehafte Wegrennen. Das geht, solange in einer Beziehung Begehren vorhanden ist, dazu gehören auch erotische und sexuelle Kicks.“ Was ist da für ihn wichtiger? „Du Schwein“, entfährt es Klaus Weise unter dem Porträt des Lustmenschen Falstaff, „da gibt es unterschiedliche Akzentuierungen, mal hat man mehr Bedürfnis nach Nähe und Zärtlichkeit, mal was anderes.“

Durch seinen Beruf, das Zusammenleben mit seiner Frau und die Kinder fühlt Klaus Weise sich im prallen Leben: „Ich mache zuhause Erfahrungen, die meiner Arbeit im Theater zugutekommen, weil wir ja auch Menschen auf die Bühne bringen und vor Menschen spielen.“ Kein Zweifel, gesellig ist er, tanzt er auch gern? „Ja, aber ich kann es nicht. Johanna tanzt auch gern.“ Früher, da ist er aus der Tanzschule rausgeflogen, weil er die Partnerin nicht wechseln wollte. Ist er eifersüchtig? „Natürlich, schlimm wäre es, wenn ich keinen Grund hätte. Schlimm wäre es auch, wenn sich andere Männer für meine Frau interessieren, würden sie es nicht tun, wäre es noch schlimmer. Unsere Gemeinsamkeit ist eigentlich die Unterschiedlichkeit, aber in der Eifersucht sind wir gleich.“



Nur sei Johanna weniger penibel, weniger rechthaberisch und auch weniger beleidigt: „Ich kann mein Beleidigtsein lange inszenieren. Das ist ein steter Widerpart von männlicher Rechthaberei und weiblicher Intuition. Wir können gut heftig streiten, wir kriegen es aber auch hin, dass es wieder sehr gut zusammengeht. Wenn wir streiten, ist Johanna lauter als ich, weil ich die Kinder nicht zuhören lassen will. Da halte ich mich mehr zurück, als es mir lieb ist.“ Und er ärgere sich, weil er erpressbar sei und seine Frau das ausnutze. Da hat er in einem Wutausbruch auch schon mal mit der Faust die Windschutzscheibe seines Autos zerdeppert: „Die Erfahrung gewisser Verletzungen gehört zum Leben.“

Was bedeutet ihm seine Frau, die inzwischen 45 ist: „Ich kann mit keine Andere vorstellen, mit der ich zusammenleben möchte, irgendwie können wir es gut miteinander, auch wenn ich nicht so prude bin, die Reize anderer nicht zu bemerken.“ Beide sind Mit-

glied der Evangelischen Kirche, haben auch kirchlich geheiratet, die Kinder sind getauft, „das Gefühl einer gewissen Religiosität ist mir nicht abhold. Aber das ist ein Gefühl des Schwer-zu-Benennenden, die Ahnung hinter den Dingen und des Zentrums unserer Existenz.“ Und wenn eines seiner Kinder plötzlich ins rechte Lager abzudriften drohe? „Da würden wir schon klar machen, was nicht richtig ist, das tun wir schon bei Blondinen- und

Türkenwitzen, mit denen die Kinder auch schon mal aus der Schule kommen. Vor allem bei Türkenwitzen halte ich entschieden dagegen. Aber Kurt zum Beispiel weiß schon vieles von Hitler, auch was der Holocaust ist. Die Rechten hätten wohl keine große Chance bei ihm. Aber wenn Wärme und solche Sachen in der Familie fehlen, dann ist der Schritt sicherlich für jeden möglich.“

Die Angriffe seiner Kinder, ist sich Klaus Weise fast sicher, werden wohl eher in Richtung Umwelt gehen, die Frage aufwerfen, was die Erwachsenen, auch

die eigenen Eltern, denn mit den Ressourcen gemacht haben. „Diese Angriffe werde ich schlecht parieren können, weil ich inkonsequent im Verhalten bin, ja träge und faul. Und sie werden fragen, was wir gegen Hunger und Seuchen getan haben. Dann kann ich nur sagen, dass wir spenden, fürs DRK, terre des hommes und viele andere Organisationen. Aber ich werde auch zugeben müssen, dass ich aktiv nichts getan habe. Und wir werden nie sagen können, dass wir es nicht gewusst haben.“

Was isst er eigentlich gern? „Fisch, gegrillt, gedünstet, nur keine Fischstäbchen. Und mindestens einmal in der Woche Pizza.“ Aber auch gute Wurst, Zungenwurst, Leberwurst, grob, da merke man noch, ob sie gut oder schlecht ist. Hier spricht der Metzgersohn, der auch Mett nicht verschmäht oder ein Rumpsteak mit Zwiebeln und Bratkartoffeln, Kalbskopf, Kutteln, Innereien wie Nierchen, Leber, Herz oder Bries, Matjes und Käse schätzt, auch Marmor- und Zwetschgenkuchen. Nur allzu fett mag er nicht mehr gern essen, die leichte italienische Küche ist für ihn eh kaum zu überbieten. Aber nachts darf's auch mal ne Bulette sein. Und er könne auch sehr viel essen, nur absolut keinen Griesbrei: „Den gab's in der DDR immer im Kindergarten.“ Kochen könne er leider überhaupt nicht, dafür koche Johanna mittlerweile sehr gut.

Bei den Getränken wechselt Klaus Weise immer mehr vom Bier zum Wein über, wenn es denn Bier ist, trinkt er heute am liebsten Bayerisches. Früher hat er eher Jever oder Köpi getrunken, weil die so schön herb waren. Eine besondere Region bei Weinen hat er nicht, letztlich müssen sie nur gut sein. Milchkaffee gehört bei Klaus Weise auch dazu, Espresso mit aufgeschäumter Milch. Und er hat Prinzipien auch beim Genuss: „Einen ersten Weihnachtstag ohne Gänsebraten und grüne Klöße gibt es nicht, davon lasse ich mich nicht abbringen.“

Sehr schätzt er es, dass er durch die Kinder in den Genuss kommt, auch mittags ein warmes Essen zu

bekommen: „Soweit es die Arbeit erlaubt, ist die Teilung des Tages durch ein Mittagessen eine göttliche Erfindung. Abends gucke ich dann in den Kühlschrank, auch spätabends oder mitten in der Nacht mit schlechtem Gewissen.“ Sonntags gibt es zum Frühstück Toast und Rosinenstuten. Reue nach dem Genuss kommt nicht, Klaus Weise joggt - wie er meint, viel zu selten, um richtig in Form zu bleiben.

Ist er eigentlich eitel? „Ja, muss ich mir von Johanna sagen lassen. Ich selber schätze mich als nicht eitel ein, befürchte aber, dass ich es bin.“ Blasiertheit und übertriebene Eigenliebe schätzt er an Menschen überhaupt nicht, er mag auch keine Taktik, die sich als Freundlichkeit geriere. Positiv sieht er Menschen, die nachdenken über Unzulänglichkeiten. „Ich mag aber auch, wenn Menschen mich in Ruhe lassen.“ Auch extreme Verhaltensweisen, notfalls bis hin zu Peinlichkeiten, findet er gut. Er habe nichts dagegen, wenn Leute direkt sind, kann sich aber auch mit einem Flirt im Gespräch ohne egoistische Interessen anfreunden.

An sich selbst stört ihn seine Ungeduld, er könne oder wolle zu wenig zuhören, bilde sich ein, nach kurzer Zeit zu wissen, was man ihm sagen will. Auch seine Stimmungsausbrüche beurteilt er nicht gerade als positiv, er sei zu laut, zu angriffslustig und oft auch zu ungerecht: „Ich verletze häufiger, ohne es wirklich zu wollen. Denn ich bin eher harmoniebedürftig, pri-

vat wie beruflich.“ Immerhin aber glaubt er, eine gute Menschenkenntnis zu besitzen.

Hobby ist das, was er tut, Theater machen, die Familie lieben, fernsehen. Im TV Sendungen, die ihn nicht fordern, sondern ablenken, aber auch politische Beiträge, Dokumentationen übers Weltall oder die Entstehungsgeschichte der Erde. Früher hat er mal ein bisschen Fußball gespielt, das sei ein Mannschaftsspiel, vergleichbar mit dem Theater. Die Dau-maffäre hat er ein wenig verfolgt, spricht da von ver-suchtem Rufmord, von Hilfe, die hinter verlogenen



Fassaden geleistet werde. Das mache ihm den Daum eher noch sympatischer, als die verlogenen Intrigen. Dabei allerdings wolle er keinesfalls der Einnahme von Drogen das Wort reden. Musik hört er gern, Mozart, Bruckner, demnächst wird er „Die Entführung aus dem Serail“ inszenieren, seine Lieblingsoper ist „Don Giovanni“. Klavierkonzerte mag er mit dem Pianisten Alfred Brendel. Auch zeitgenössische Musik hört Klaus Weise, aber nicht mehr Heavy Metal. Einen Lieblingsfilm hat er nicht, eher zwei: „Jules und Jim“ und „Zwei Mädchen aus Wales und die Liebe zum Kontinent“.

Ja, Träume hat er, findet es im Traum beglückend, wenn er fliegen kann. Als Tier wäre er gern ein Vogel, obwohl er die Fliegerei im Flugzeug nicht unbedingt liebt. Aber wie ein Vogel über Flüsse und Wälder schweben zu können, das wäre was, leider träume er dies viel zu selten. Und gern hätte er mehr Zeit für sich, einer stilleren Beschäftigung nachzugehen, wieder mehr schreiben zu können. Nein, schauspielern wolle er nicht, aber Intendant und Regisseur zu sein, lasse zu wenig Spielräume, etwa Drehbücher zu schreiben und zu verfilmen. Die Zeit für die innere Ökonomie reiche nicht. Für einen Spielfilm habe er sich schon ein Thema ausgedacht, die Geschichte einer Entführung, um die Gerechtigkeit in der Welt wieder herzustellen. Eine Geschichte um das Recht, die Gerechtigkeit in die eigene Hand zu nehmen, wo etwas Anderes versagt, möglicherweise auch in einem nicht legitimen Bereich. „Ich habe von Kindern erfahren, Liebe und Gerechtigkeit sind das Wichtigste, nicht nur für Kinder.“

Absolut verachtenswert findet Klaus Weise jedwede Gewalt gegen Kinder. Er könnte eher verstehen, wenn ein Mann seine Frau umbringt oder eine Frau ihren Mann: „Gewalt ist ein Bestandteil des Lebens,



Im Düsseldorfer Schauspielhaus inszenierte Klaus Weise - hier mit Theaterchauffeur Hubert - „Liliom“ von Franz Molner

aber nur, wo sich jemand wehren kann. Die Erfahrung von Gewalt sollten wir Kindern nicht allzu früh zumuten. Ich bin für stabile soziale Verhältnisse.“

Das gilt auch beruflich, Klaus Weise versteht sich eher als Team-Arbeiter, aber mit Einschränkungen: „Alle sind eingeladen, mitzuarbeiten, wer das nicht will, hat bei mir nichts verloren. Aber der Betrieb braucht mich auch nicht immer. Man muss sich ersetzbar machen, aber nicht ersetzbar sein.“ Ein direktes Vorbild als Künstler hat er eigentlich nicht. Klaus Weise findet alle Regisseure schlecht, die einen festgefassten Stil haben, Leute wie Zadek aber, „wo ich nie weiß, was mich erwartet, grandios“.

Natürlich tut ihm der Erfolg des Oberhausener Theaters auch persönlich gut, dreimal hintereinander bestes Schauspiel im Rheinland, von Kritikern so



1980 in Amsterdam

nominiert, das schmeichelt dem ganzen Haus, das seit 1992 mit vergleichsweise bescheidenen Mitteln auch über Nordrhein-Westfalens Grenzen hinaus Furore macht. Aber Klaus Weise hätte auch gern mehr Spielraum, zeitlich wie finanziell, für ad-hoc-Projekte etwa. Er würde das Theater insgesamt gern als Produktionsstätte für Theater- und Filmproduktion sehen, neige da zum Independent- und Autorenkino. Aber bei allen Glücksmomenten, die die Theaterarbeit bringe, fehle eben die Zeit für die Kamera.

Dass er vor Jahresfrist in Frankfurt als Intendant gehandelt wurde, hat ihn alles andere als frustriert. Dass er dennoch in Oberhausen verlängert hat, hat er ebenso wenig bereut. Klaus Weise weiß sehr wohl um die Freiheiten, die bei aller finanziellen Enge hier

größer sind als fast allüberall anderswo. Er weiß, dass er das Schauspiel mit dem gesamten Team hier binnen weniger Jahre fest etabliert hat, dass eine Fangemeinde gewachsen ist, die selbst mehr oder minder heimlichen Gegnern des Theaters in der Politik vor allem jedweden Wind aus den Segeln nimmt. Sehen müsse man, wann das hier ausgereizt ist, aber noch sieht er reichlich Möglichkeiten, die weiter auszuschöpfen seien.

Wird man da erhaben gegenüber Kritik? Das wohl keinesfalls, Kritiker in den Medien kommentiert Weise eher kokett: „Wer mich gut findet, den finde ich gut, und wer mich blöd findet, den finde ich saublöd. Darin liegt etwas Verrücktes, weil einen negative Kritik mehr beschäftigt. Aber ich will geliebt und geschätzt sein in dem, was ich tue. Wenn ich mich ungerecht behandelt fühle, überträgt sich das auf andere, auf meine Frau, die Kinder, auf unsere Schauspieler.“

Hat er einen Herzenswunsch? Einer erfüllt sich kontinuierlich, Johanna Heß findet als Künstlerin immer größere Anerkennung. Bei einem anderen sieht es weniger gut aus, Klaus Weise: „Es ist nicht so schlecht, wie es ist, aber wenn ich Milliardär wäre, wär's nicht schlechter.“ Und steckt sich eine Davidoff an, nippt am Pinot Grigio. Sir John Falstaff lächelt verständnisvoll aus dem Rahmen herab. Klaus Weise, der jetzt den Regions-Gedanken stärker powern will, weil es gelte, die IBA-Projekte zu inszenieren, es auch einen brauche, der Ideen umzusetzen hilft, dieser Klaus Weise geht zum Tresen. Sein Chef-dramaturg Helmut Postel hat eine neue Inszenierung in Bochum gesehen.

Und Klaus Weise will unbedingt wissen, ob sie gut oder schlecht ist. Was wäre ihm wohl lieber gewesen, diesem Mann, der manchmal noch wie ein Revoluzzer-Primaner wirkt, gut oder schlecht? Auch als Künstler ist Klaus Weise eben nur ein Mensch. Gut so, auch für Oberhausen.

Und Klaus Weise will unbedingt wissen, ob sie gut oder schlecht ist. Was wäre ihm wohl lieber gewesen, diesem Mann, der manchmal noch wie ein Revoluzzer-Primaner wirkt, gut oder schlecht? Auch als Künstler ist Klaus Weise eben nur ein Mensch. Gut so, auch für Oberhausen.



Die Computer-Eier des Karlsruher Zentrums für Kunst und Medientechnologie ersteigerte die Stadt nach Abschluss der Expo für ihren Zukunftspark

STADTENTWICKLUNG

O.Vision rollt mit Expo-Eiern an

*Auf dem alten Stahlwerks-
gelände wächst ein Stück
Zukunft der Stadt*

VON MARGITTA ULBRICHT

Wo einst Generationen von Stahlarbeitern im Schweiß ihres Angesichts den Boden für wirtschaftliche Höhenflüge bereitet haben, wo durch den schleichenden Niedergang der Montanzzeit im Laufe von 20 Jahren in ganz Oberhausen 47 000 Arbeitsplätze der Erde gleichgemacht wurden - an einem dieser Orte wird erneut Aufschwung genommen für ein Stück Zukunft der Stadt: Das alte Stahlwerksgelände an der Osterfelder Straße ist die Schlüsselfläche für die Weiterentwicklung der Neuen Mitte.

Auf fast 700 000 Quadratmetern ist indes der Zukunftspark „O.Vision“ im Entstehen begriffen. Und wie der Name schon sagt, ist vieles noch Vision, die in den nächsten zehn bis 20 Jahren sicht- und greifbar wird. Zum Auftakt der Abrissarbeiten des alten Elektro-Stahlwerkes am 11. August 2000 zitierte Oberbürgermeister Burkhard Drescher bei seiner Anspra-

che einen Buchtitel des Wissenschaftlers Robert Jungk: „Die Zukunft hat schon begonnen.“ Um neue Investitionen und Arbeitsplätze für Oberhausen zu schaffen, sei keine Zeit mehr zu verlieren.

Der Masterplan des Frankfurter Büros Albert Speer & Partner und der Landmark Entertainment aus den USA gibt die Marschroute für Oberhausens Zukunft vor. Investoren für einige der Projekte im Gesamtwert von schätzungsweise rund 2,3 Milliarden Mark, die in der Größenordnung des CentrO-Komplexes liegen, müssen noch gefunden werden.

Dazu zählen neben dem Zukunftspark auf dem Stahlwerksgelände das Aquarium, die Marina mit Hafen, mediterraner Flaniermeile und gehobener Gastronomie, Roncalli-Land und mindestens vier neue Hotels, aber auch bereits in Angriff genommene Baumaßnahmen wie die Musterhausausstellung Homeworld mit ganzjähriger Baufachmesse, die bereits im Frühjahr 2001 eröffnen soll.

Der Masterplan für die Neue Mitte umfasst nicht nur den Zukunftspark, sondern das gesamte Gebiet vom nordwestlichen Rand der ehemaligen Landesgartenschau bis zum südöstlichen Zipfel des Stahlwerksgeländes – das sind rund 140 Hektar (1,4 Mio Quadratmeter). Daneben beinhaltet der Masterplan auch neue und besser verknüpfte Verkehrsverbindungen, den ÖPNV über die Stadtgrenzen hinaus, Rad- und Fußwege, Wohnansiedlungen wie u. a. die Ripsdorfer Straße sowie den Gewerbepark „Am Technologiezentrum“. Eine zugkräftige Idee ist die Straßenbahnhaltestelle, die mitten in der Stahlwerkshalle errichtet werden soll.

Einige der Projekte, die Oberhausen als Ziel einer Tourismus-Stadt anpeilt, sind noch „ungelegte Eier“. Aber sie rollen an: mit Sicherheit die Computer-Eier, die von der Stadt am Ende der Expo in Hannover er-



In der Halle des ehemaligen Elektrostahlwerks soll einmal die Straßenbahn halten

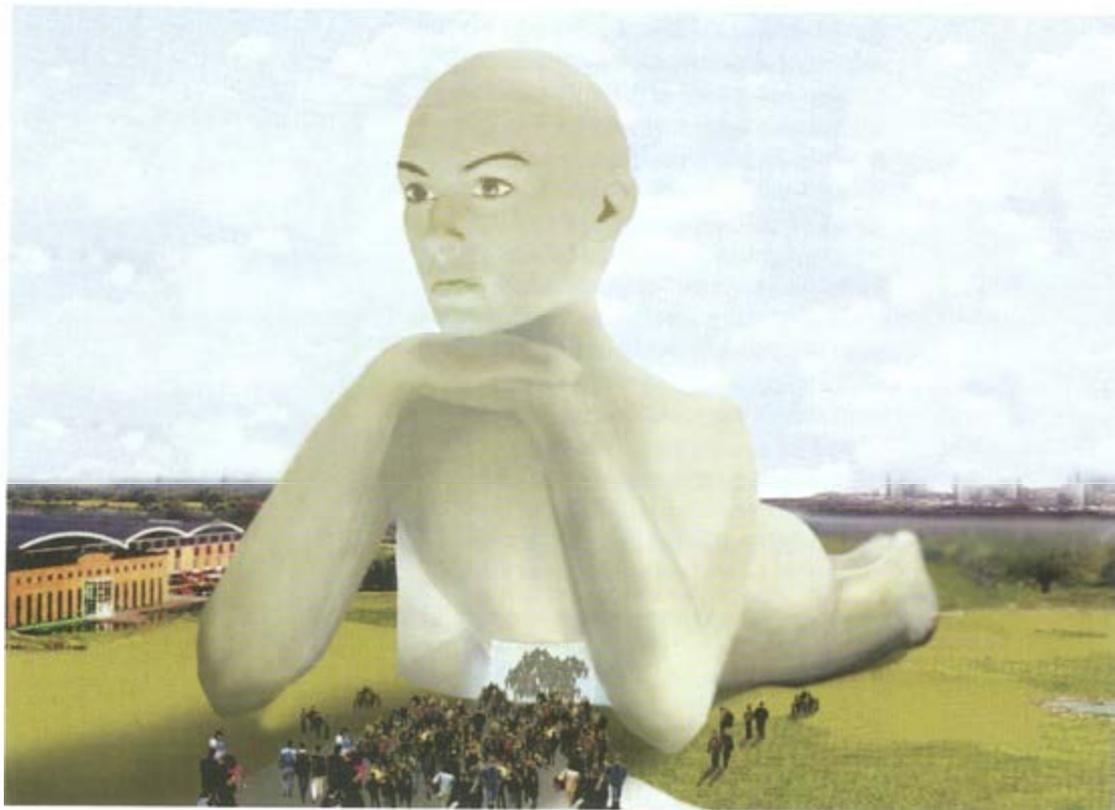
steigert worden sind. Für 300 000 Mark hat die Projektentwicklungs- und Beteiligungsgesellschaft Oberhausen (PBO) die Objekte gekauft, die Hauptattraktion in Halle vier des Themenparks auf der Expo waren.

Ehemals für rund vier Mio. Mark sind die Computer-Eier vom Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe entwickelt worden. Als das „Gelbe vom Ei“ bereichern sie zukünftig den geplanten Themenpark, der auf dem alten Stahlwerksgelände wächst. Auf der Expo erwies sich die in blaues Licht getauchte Ausstellung als eine äußerst beliebte runde Sache. Bis die Computer-Eier ihr Nest im Zukunftspark finden, sind sie erstmal in einer klimatisierten Speditionshalle in Hannover auf Eis gelegt. Weiterhin denken die Macher bei der Oberhausener Projekt- und Beteiligungsgesellschaft (PBO) darüber nach, die Eier als Botschafter für Oberhausen auf Werbetour durch die Städte zu schicken.

Auf der Expo kreisten die 72 kapselförmigen, mobilen Objekte in einem Schwarm durch den Raum. Die futuristischen Gebilde sind eineinhalb bis dreieinhalb Meter groß, eines rollt hinter dem anderen her. Unter ihrer lichtdurchlässigen Kunststoffhaut werden mit einem Projektor Filme und Bilder auf ihre Oberfläche geworfen. Mal formieren sie sich zu einem Gesamtbild, mal rotieren einzelne Motive auf den mobilen Objekten. So entstehen kleine Geschichten über Schrift und Sprache, Kultur und Kommunikation. Der Schwarm symbolisiert die moderne Kommunikationsgesellschaft: Erst aus vielen einzelnen Informationen entsteht Wissen. Der Mensch selbst wird Teil des Mikrokosmos, indem er die Bewegungen des Roboter-Schwarms beeinflusst. Für den Standort Oberhausen werden die Eier noch aufgerüstet und reagieren dann auch auf „Ansprache“ im Themen- oder Wissenspark.

Dieser wird auf einer Teilfläche des riesigen Stahlwerk-Areals aus dem Boden gestampft, wo die Elemente Freizeit, Forschung und Technologie miteinander verknüpft werden. Dort ist alles gefragt, was sich rund um die Themen Umwelt, Natur, menschlicher Körper und Gesundheit dreht. Glück hatte die Stadt nicht nur bei der Versteigerung der Weltausstellungs-Exponate, indem sie mit Dr. Martin Roth einen Expo-exponierten Planer gewinnen konnte, der neben anderen Experten am Konzept für den Themenpark in Oberhausen tüfelt. Erklärtes Ziel ist es, Partnerschaften mit innovativen Firmen zu finden, die sich, vergleichbar mit den Expo-Pavillons, auf einer Art Plattform präsentieren. Dabei geht es letztendlich darum, Unternehmen anzusiedeln und Arbeitsplätze zu schaffen.

Das Herz der Anlage, die Halle, bleibt indes als Zeuge Oberhausens industrieller Vergangenheit erhalten. Über ein „Kulturforum Stahlwerk“ brütet derzeit kein anderer als der Wegbereiter des sanften Strukturwandels im Ruhrgebiet: Der Chef der ehemaligen Internationalen Bauausstellung Emscher Park (IBA), Professor Karl Ganser.



Auch sein Herz soll künftig in der Neuen Mitte schlagen: der Gläserne Mensch

Noch ein Herz wird in der Neuen Mitte „schlagen“, das des Gläsernen Menschen, eine 200 Meter lange und 60 Meter hohe, begehbare Skulptur, in der Besucher auf Entdeckungsreise durch den menschlichen Körper wandern können. Simulationen und modernste Medizintechnik veranschaulichen die Funktion von Organen. Etwas pikant, aber passend ist das geplante Bistro im Allerwertesten, die Augen sind als Ausguck prädestiniert. Geistiger Vater des Gläsernen Menschen ist Professor Paul-Michael Weinspach. Das

Fraunhofer-Institut „Umsicht“ hat die Federführung bei der Entwicklung.

Der Gläserne Mensch bleibt Kern bei allen Varianten des Zukunftsparkes, denn der Masterplan sieht insgesamt drei unterschiedliche Gestaltungsmodelle vor. Im Frühjahr 2001 soll das Gesamtkonzept stehen. Zudem wollen die Projektentwickler von Drees & Sommer beispielsweise den Themenpark mit Hotel- und Gastronomie-Angeboten sowie einem Business-Park verknüpfen. Ein „Sky-Walk“, eine futuristische Brücke in der Luft, soll die Verbindung zum CentrO sein. Denn schließlich setzten die Planer mit dem Publikumsmagneten CentrO auf notwendige Synergie-Effekte in Sachen Kurzzeit-Tourismus.

Auf zu neuen Ufern: Dem Aquarium, das am Rhein-Herne-Kanal

Die Anatomieausstellung „Körperwelten“ im Garten-Dom wurde aufgrund des großen Interesses bis zum 28. Januar 2001 verlängert

als große Über- und Unterwasserlandschaft die Touristen scharenweise nach Oberhausen locken soll. Hoch schlugen die Wogen, als die Pläne für den Aquarium-Bau des amerikanischen Architekten Peter Chermayeff nach langem Hickhack um die Finanzierung platzten. Nun ist die amerikanisch-kanadische „Jim Pattison Group“, eine weltweit tätige Gesellschaft, die bereits Erfahrung auf dem „Unterwassergebiet“ vorweisen kann, aufgetaucht und soll das Projekt endgültig ins Schwimmen bringen. Ende des Jahres 2000 sollen alle Verträge unter Dach und Fach sein. Spatenstich ist für Sommer





Für den Garten-Dom gibt es Überlegungen, eine Wellness- und Badelandschaft mit Sportmöglichkeiten zu schaffen

2001 anvisiert, im September 2003 ist geplant, das Aquarium zeitgleich mit der Marina zu eröffnen.

Maritim geht's gleich weiter mit der Marina zwischen CentrO und Rhein-Herne-Kanal auf dem rund 12 Hektar großen ehemaligen Zementwerks-Gelände. Dort sollen zukünftig Boote an einem künstlichen Hafenbecken mit rund 70 Liegeplätzen vor Anker gehen. Den Hafen umrahmen ein Hotel,

Mit den Abrissarbeiten an der Osterfelder Straße hat die Zukunft für O.Vision begonnen

Einzelhandelsgeschäfte, Fischspezialitäten-Restaurants und Kneipen.

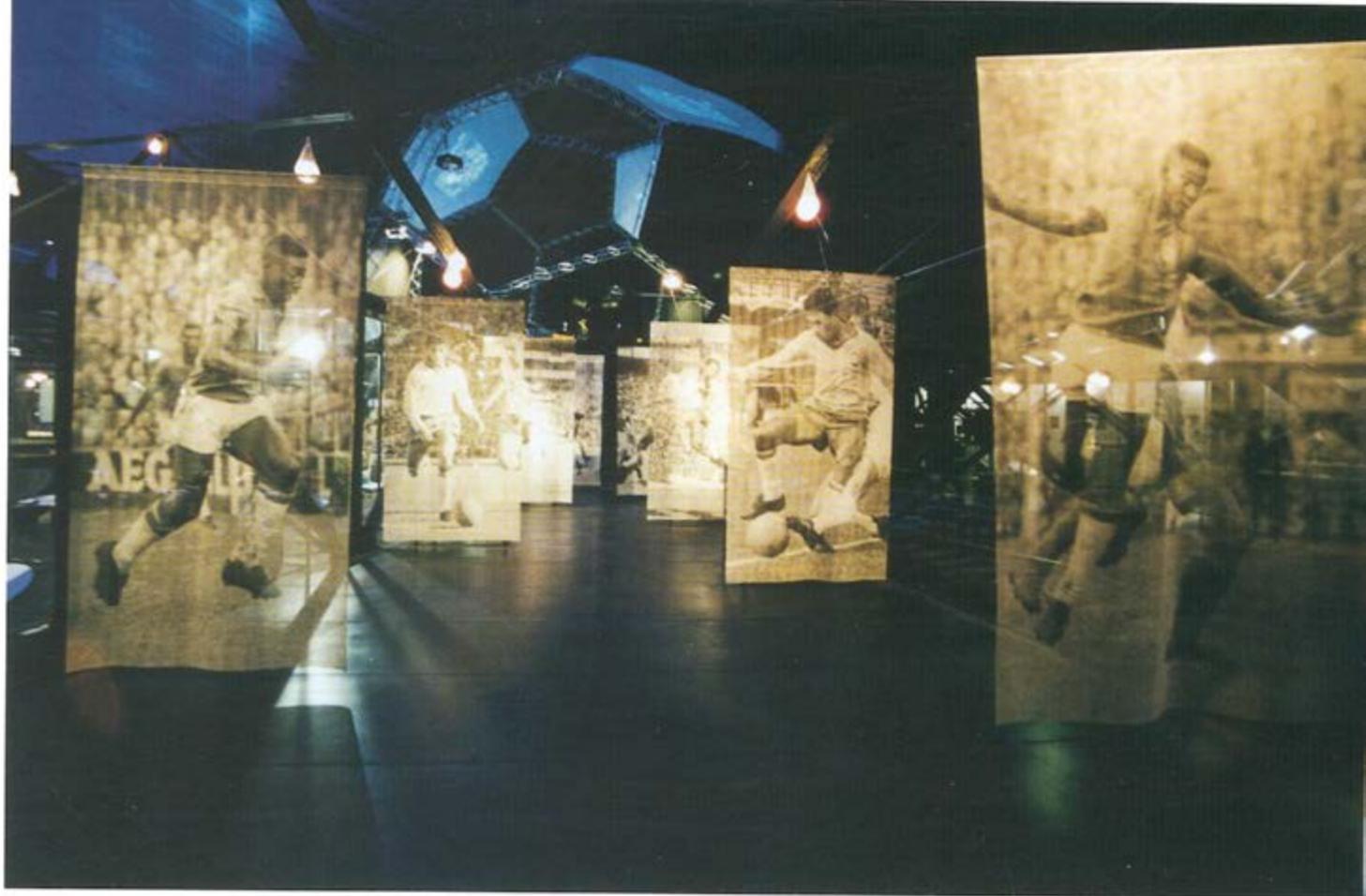
Im Ruhrgebiet genießt Oberhausen den Ruf als innovative Stadt des Strukturwandels. Wenn die Visionen peu a peu Wirklichkeit werden und

der erhoffte Schneeballeffekt der Attraktionen eintritt, wird sich zeigen, ob Oberhausen im Wettbewerb der Standorte den Sprung zur Tourismus-Metropole schafft. Eines ist klar: Da müssen viele, viele Menschen aus nah und fern nach Oberhausen strömen, um die Kassen und Hotelbetten der Freizeit-Industrie zu füllen.

In der Nähe des Musical-Theaters hat ein Investor ein Grundstück erworben, um dort das „Tabaluga-Hotel“ zu bauen. Ein weiteres Resort-Hotel ist auf dem ehemaligen Olga-Kirmesplatz in Osterfeld geplant. Ein interessierter Investor hat neben dem Platz auch ein Auge auf das Steigerhaus und den Garten-Dom geworfen. Eine Wellness- und Badelandschaft mit Sportmöglichkeiten schweben ihm im Garten-Dom vor. Zudem schätzt der Investor die ruhige Lage und das Grün vor der Haustür ebenso wie die Nähe zum Golfplatz Jacobi, wo die erste öffentliche Anlage im Ruhrgebiet entstanden ist.

So sind wir wieder am Anfang der Geschichte: Auf der Zeche Jacobi in Klosterhardt beförderten einst die Kumpel tonnenweise Kohle ans Tageslicht - im Schweiß ihres Angesichts ...





*Die Galerie der weltbesten Spieler des
20. Jahrhunderts*

SPORT

Der Ball ist und bleibt rund

*220 000 sahen
Fußballausstellung im
Gasometer*

VON FRIEDEL KAUFHOLD

„Der Ball ist rund“ - gelaufen. Nach 174 Tagen, einschließlich einer 14-tägigen Verlängerung, schloss am 1. November die Fußballausstellung im Gasometer Oberhausen ihre Pforten. Die „Tonne“ ist geschlossen, bis zu den Winterlandschaften Ende 2001, die unter diesem Arbeitstitel die Tradition der halbjährigen Veranstaltungen im Gasometer fortsetzen sollen.

Rund 220 000 Besucher haben die Ausstellung „Der Ball ist rund“ live gesehen. Viele aus Oberhausen, ganz viele von auswärts. Sicherlich: die Ausstellung hat nicht so viele angezogen wie erhofft, konnte den Erfolg von Christo und Jeanne-Claude mit ihren „Tonnen in der Tonne“, die 390 000 Besucher sahen, nicht erreichen, aber die Macher sind zufrieden und der Deutsche Fußball-Bund ist es ebenfalls.

Der war gleichzeitig auch Urheber, Ideengeber für „Der Ball ist rund“. 100 Jahre Deutscher Fußball-Bund im Jahre 2000 - das war schon eine Vielzahl außerge-

wöhnlicher Veranstaltungen wert. Länderspiel, Festakt und Ausstellung - eine gelungene Mischung, die mit einem Benefizturnier im Niederrheinstadion begann. Die Traditionsvereine aus dem Westen kickten um den Sieg, bei miserablem Wetter übrigens, und der Eintritt der Fußballfans finanzierte die Ausstellung mit.

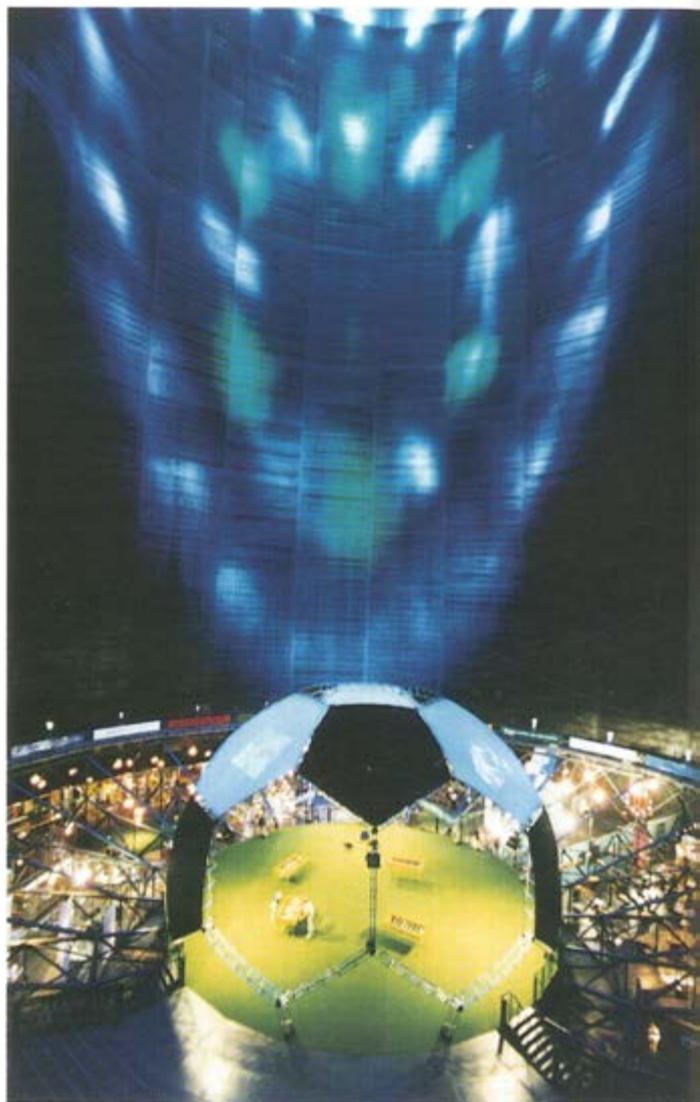
Von der Idee über das Konzept, vom Zusammentragen der Exponate bis zum Aufbau - das war ein hartes Stück Arbeit und häufig eben auch einfaches „Klinkenputzen“, etwa bei den fußballerischen Altstars um Raritäten und Originalen zu betteln. 100 Jahre DFB und damit auch Fußball in Deutschland - da kommt einiges zusammen und kam viel Arbeit auf die Macher und Konzeptionisten Franz-Josef Brüggemeier, Ulrich Borsdorf und Jürg Steiner zu. Ihnen ist es letztlich gelungen, anhand außergewöhnlicher Exponate ein interessantes Bild von den ersten Anfängen des Fußballsports bis in die Neuzeit aufzuzeichnen. Die Geschichte des Fußballs - sie ist in den knapp sechs Monaten in Oberhausen lebendig geworden und zu neuem Leben erwacht.

Pünktlich am 12. Mai war das „Fußballfeld Gasometer“ fertig geworden. Bis zur letzten Minute wurde gewerkelt, trafen die Ausstellungsstücke im Gasometer ein. Manche klitzeklein und winzig leicht, andere riesig und tonnenschwer; wie etwa das vor dem Gasometer aufgebaute Betondenkmal aus Fürth, das an die Opfer des Krieges erinnern soll.

Das Fußballfeld begann vor dem Gasometer, als Begrüßung der Besucher, und mittendrin stand die Tonne, in deren Innerem sich das Feld mit Mittelkreis und Strafräumen wieder fand. Das fußballerische Ambiente setzte sich fort mit Beleuchtungskugel in Originalballgröße, zusammengefasst in Ballnetzen und scheinbar beliebig im Gasometer verteilt.

In Vitrinen untergebracht, an Wänden aufgehängt sind die Hauptdarsteller dann selbst, die Exponate, die Fußballgeschichte erzählen. Die wenigstens befassen sich mit den Anfängen, die meisten mit der Neuzeit - eingeleitet durch die Ära des „Chefs“ Sepp Herberger und fortgesetzt in der riesigen Sammlung aus der Zeit der Bundesliga, den Länderspielen und den internationalen Meisterschaften. Eine wahre Fundgrube, nicht nur für den Fußballfan.

Anstecknadeln aller wichtigen Klubs, Fotografien



Eindrucksvoller Blick: das Fußballfeld im Gasometer

der Topereignisse, legendäre Stücke von Sepp Herberger - seine Reiseschreibmaschine, sein Opel Rekord, den er zur Pensionierung geschenkt erhielt, das legendäre Notizbuch des „Chefs“, handschriftliche Notizen aller Trainer, die im deutschen Fußball Geschichte geschrieben haben, berühmte Pokale, natürlich die Meisterschale, Fanartikel ohne Ende, die erste Kraftmaschine, natürlich Maskottchen wichtiger Er-



Diesen „Pott“ erhält seit 1965 der Sieger des DFB-Vereinspokal-Wettbewerbs

eignisse und Vereine, Modelle der Stadien in Deutschland früher und heute und, und, und...Die Trikots der Weltbesten, der Schuh von Helmut Rahn von der WM 54, mit dem er sein „goldenes Tor“ erzielte, das den Titel bedeutete, natürlich die Torlatte des 66-er Finales aus dem Londoner Wembleystadion, bei der wahrscheinlich noch ein paar Generation spekulieren: Tor oder nicht Tor.

Natürlich gehörte eine riesige Spielesammlung dazu, vom Tipp-Kick bis zum modernen Kicker, auf der Manege so einladend zum Mitmachen präsentiert, wie früher fast in jeder „Dorfkneipe“. Alle Stücke aufzählen - schier unmöglich. Umlagert natürlich die Monitore, die große Spiele per Video noch einmal lebendig machten, umlagert natürlich das Kopfbalpendel, umlagert natürlich die ZDF-Torwand - jeder durfte sich versuchen. Originell oberhalb des Rundgan-

ges jene Sammlung berühmter Sprüche, die zum Fußball dazu gehören. Wer kennt sie nicht, jene Weisheiten oder Dummheiten? „Nach dem Spiel ist vor dem Spiel“, „Erst hatten wir kein Glück und dann kam auch noch das Pech hinzu“ oder Trapattonis „Struuunz, Struuunz - ist wie Flasche leer“.

Einmalig und rekordverdächtig die übersichtliche Sammlung (fast) aller Ergebnisse des letzten Spieletages des hinter uns liegenden Jahrtausends, fein säuberlich zur Begrüßung der Besucher im unteren



Mit diesem Schuh erzielte Helmut Rahn im WM-Finale 1954 das „goldene Tor“ zum 3:2 über Ungarn

Rundgang aufgelistet. Und das gesamte Treiben im Gasometer verschwand zur Miniatur-Momentaufnahme beim Blick aus dem gläsernen Fahrstuhl nach oben, zum Dach des Gasometers. Und bei schönem, klarem Wetter wurde von dort eine Übersicht gewährt zu den Stadien im Ruhrgebiet, in denen schon so manche tolle Fights die Massen begeistert haben: Zum benachbarten Niederrheinstadion, nach Duisburg ins Wedaustadion, auch zur Essener Hafestraße oder zum Gelsenkirchener Parkstadion.

Vieles, was im Fußball gestern und heute Rang und Namen hat, gab sich im Gasometer die „Klinke in die Hand“: Dettmar Cramer war da, natürlich DFB-Präsident Egidius Braun, Rudi Völler, der Teamchef, gab hier sein Aufgebot für das Länderspiel in England bekannt, Rudi Assauer war da, Kollege Michael Meier aus Dortmund natürlich auch, die deutschen Fußball-



In zahlreichen Vitrinen zu bestaunen: Exponate, die Fußballgeschichte erzählen

frauen sahen sich ebenso um wie Horst Hrubesch' U 21-Bubis; natürlich auch die Altstars wie Lothar Emmerich, der mit der linken „Klebe“, Aki Schmidt, Dieter Danzberg, den sie „Pitter“ nennen, um nur einige zu erwähnen.

Und besonders beliebt waren schließlich die „Vereinstage“ zum Ausstellungsende. Sämtliche Traditionsvereine des Ruhrgebietes - dazu noch der 1. FC Köln - gaben sich die Ehre, mal komplett, manchmal leider nur mit der zweiten Garnitur vertreten. Die Fans störte es nicht: Sie nahmen gern den verbilligten Eintritt bei Erscheinen im entsprechenden Vereinsoutfit mit, ließen sich die Autogrammstunde nicht entgehen und nutzten die örtliche Nähe zu ihren Lieblingen bei der Talkrunde zu mehr oder minder interessanten und interessierenden Fragen.

Dass solch eine Ausstellung natürlich auch das Medieninteresse nicht verfehlt, versteht sich von selbst. Kaum ein Fernsehsender, der nicht bei der Ausstel-

lungseröffnung zugegen war, der nicht die Gelegenheit nutzte, aus der „Tonne“ die verschiedenen Sendungen live oder als „Konserve“ auszustrahlen und zu produzieren. Und mit dabei natürlich auch die prominenten Kollegen. Marcel Reif war da, Heribert Faßbender auch, natürlich die gesamte WDR-Garde, die fast zu Dauergästen in der „Tonne“ avancierten. Der Gasometer und damit Oberhausen waren in aller Munde, gut sechs Monate lang. Live-Fußball da, wo die Wiege steht, in den Stadien des Ruhrgebietes, Nachspiel im Gasometer - eine ideale Kombination, die angenommen wurde; zumal die Preisgestaltung beim Eintritt für jeden erschwinglich war: Normal ein Zehner, preisgünstiger für Familien und Gruppen.

Die Ausstellung im Gasometer ist beendet; eine schöne Geschichte hat ihr Ende gefunden - eigentlich schade, dass „Der Ball ist rund“ nicht eine ständige Einrichtung ist. 220 000 Besucher - das freute auch Jeanette Schmitz, Geschäftsführerin der Gasometer Oberhausen GmbH: „Damit sind wir sehr zufrieden.“ Auch wenn sich das ein bisschen so anhört, als schwinde ein klein wenig Enttäuschung mit, dass die anfänglich überschäumenden Euphoriezahlen - „Ich glaube, dass wir die 500 000-er Grenze überschreiten werden“ (DFB-Mediendirektor Wolfgang Niersbach bei der Eröffnungspressekonferenz) - nicht erreicht wurden.

Die „Tonne“ ist geschlossen. Die Ausstellungsstücke sind inzwischen wieder zurück in die Trophäenschränke ihrer Besitzer, in die Stiftungen und Museen, aus denen sie herkamen, gewandert. Ein Stück Oberhausener Geschichte ist beendet und hiermit geschrieben - die unendliche Geschichte des Massen- und nationalen Lieblingssports Fußball schreibt längst neue Schlagzeilen - ein paar „verschnupfte“, aber auch viele positive.

So ist das eben: Der Ball ist halt rund - und wird es auch bleiben...



Wertvolles Ausstellungsstück: der FIFA World Cup



JUGEND

Plädoyers für Toleranz

14 Nationen bei der internationalen Jugendbegegnung „Multi 2000“

VON MICHAEL SCHMITZ

„Als Tutoren der chilenischen Gruppe sind wir der Ansicht, dass die gesammelten Erfahrungen der Jugendlichen während der multilateralen Jugendbegegnung Multi 2000 für die Jugendlichen sowohl individuell als auch als Gruppe sehr wichtig waren. Im Laufe der Zeit konnten wir beobachten, wie die Jugendlichen Fähigkeiten entwickelten, um sich mit anderen Jugendlichen und den Gastfamilien zu verständigen, ohne dass die Sprache ein großes Hindernis darstellte. Sie haben sich dahingehend geöffnet, andere Kulturen kennen zu lernen - insbesondere die deutsche - und konnten auch ein Gespür für Charakteristiken der eigenen Kultur entwickeln, die sie von den anderen Teilnehmern unterschied. Auf eine bestimmte Art und Weise konnten sie so eine globalere Perspektive ihrer Vorstellungen von der Welt gewinnen. Wir konnten ebenfalls feststellen, wie die Jugendlichen Beziehungen entwickelten,

die durch Respekt und Toleranz gegenüber anderen Mitgliedern der Gruppe gezeichnet waren.“

Dies ist ein Auszug aus einem Bericht der beiden Chilenen Fernando Eichin und Magdalena Pardo, und



200 weiße Rosen wurden beim Gedenktag am Mahnmal Schloss Oberhausen niedergelegt

er ist nur ein kleiner Teil der Stimmungen und Stimmen, die den städtischen Bereich „Internationale Begegnungen“ seit Mitte August erreicht haben. Als Reaktion auf „Multi 2000“, die bislang größte Multilaterale Jugendbegegnung in unserer Stadt, an der vom 30. Juli bis zum 9. August 2000 rund 200 junge Leute aus 14 Nationen teilgenommen hatten. Sie kamen aus Chile eben und Estland, aus dem Iran und Japan, aus Mexiko, dem österreichischen Linz, aus der

Schweiz, Ungarn, den USA und aus Oberhausen. Und natürlich aus den Partnerstädten, dem englischen Middlesbrough, dem ukrainischen Saporoshje und dem sächsischen Freital, aus Mersin von den türkischen Partnern. Eine Gruppe stand für eine politische, kulturelle wie religiöse Sensation: Aus Jerusalem kam eine Gruppe der besonders „gemischten“ Art, Mädchen und Jungen jüdischer wie arabischer Herkunft. Da hatte man im Vorfeld viele Gespräche mit den Eltern der Schülerinnen und Schüler führen müssen, auch mit den Gasteltern in Oberhausen, denn die gesamte Gruppe aus Jerusalem war während der Freizeit privat untergebracht. Und besondere Sicherheitsvorkehrungen wurden abgestimmt, wie ein immer präsenter, doch scheinbar unsichtbarer guter Geist wachte die Polizei über diese Gruppe, über die gesamte Multilaterale Jugendbegegnung.

Deren Inszenierung, das hat bei den Begegnungen schon eine jahrelange Tradition, ist Sache der so ge-



Die Gastgeber-Familie Nietzke mit ihrem Besuch aus Estland und Chile

nannten „Multis“ mit dem städtischen Cheforganisator Wolfgang Heitzer. Rund 20 meist junge Leute, Schüler und Azubis, Studenten auch, gar ein Jung-Unternehmer und mit dem 49-jährigen Osterfelder Polizisten Heinz-Bernd Mölders der „Multi-Oldie“, waren es heuer, die monatelang den internationalen Millenniums-Sommer in Oberhausen vorbereitet haben. Und sie haben ihr Meisterstück gemacht, die jungen Damen und Herren der Schöpfung von Toleranz und

Verständigung. Einzigartig, wie diese Jugendbegegnung elf Tage lang das gesamte Oberhausener Stadtbild prägte.

„Lieber Wolfgang,

ich möchte dir dafür danken, dass die Austauschgruppe aus Middlesbrough an Multi 2000 teilnehmen konnte. Wir alle hatten eine phantastische Zeit während unserer Aufenthaltes in Oberhausen. Besonders die jungen Leute haben gern teilgenommen und in großem Maße von den lehrreichen Erfahrungen profitiert. Ich weiß, dass es eine Menge harter Arbeit ist, einen solchen Austausch zu planen, ebenso ihn dann auch durchzuführen. Aus diesem Grund möchte ich dir persönlich und allen Multis zu einem toll gemachten Job gratulieren.“

Liz Amer

Jugendarbeiterin, zuständig für Projekte und Veranstaltungen

Middlesbrough Council

Schon bei der Ankunft der ersten Gäste wurde das Improvisationstalent der Multis getestet. Die ukrainische Gruppe rollte schon am frühen Sonntagmorgen an, weit früher als erwartet. Kein Problem, schon vor 10 Uhr waren die jungen Leute bei ihren Gasteltern einquartiert - tranken Wasser und gingen erstmal ins Bett. Drei Tage waren sie mit dem Bus unterwegs gewesen, hatten an der ukrainisch-polnischen Grenze 500 DM blechen müssen, „um auf deutschen Straßen fahren zu dürfen“, waren jetzt total übermüdet.

*235 bunte Ballons für den Frieden stiegen
am Altmarkt in die Luft*

Dafür meldeten die Teilnehmer aus Mersin, dass sie später kommen würden. Auch kein Problem.

Am Montagvormittag waren alle da, als Bürgermeister Klaus Wehling die Gäste im „Haus Union“ begrüßte. Er, so Wehling, sehe drei Schwerpunkte der Begegnung: „Das friedliche Zusammenleben junger Menschen aus drei Erdteilen, das Kennenlernen unterschiedlicher Kulturen und einen weltweiten Beitrag dazu, dass Freundschaften geschlossen werden.“ Dazu leistete am Abend die traditionelle „Ice-Break-Party“ den ersten großen Beitrag. Als der Chronist nach knapp zwei Stunden die Super-Fete verließ, schlen-





Modellieren mit Gips: Claudia Terlinden (l.) zeigt einem englischen Mädchen, wie es geht

derten bereits die ersten internationalen Pärchen Hand in Hand oder Arm in Arm unter der errötenden Liricher Abendsonne durch die engen Gassen rund um das Frieda-Domizil.

„Lieber Wolfgang,
wieder zu Hause. Unsere Heimfahrt dauerte diesmal gut 30 Stunden, da unser Bus nicht noch in andere Städte fahren musste. Jeder in unserer Gruppe hat

sehr viel Freude an Multi 2000 gehabt, wundervolle Erinnerungen und eine Menge neuer Freunde. Ich möchte dir, dem ganzen Team und den Familien nochmals Danke sagen. Multi war riesig, Multi war wundervoll. Die letzten Jahre waren sehr schwer für mich. Multi hat mir eine Menge positiver Gefühle und Überlebensenergie zurückgegeben. Mit den besten Wünschen, mit Liebe

Edith
Tallinn/Estland

Stadterkundung einmal anders, am Dienstag ging die Jugendbegegnung auf O.-Tour, ausgerüstet mit Lunchpaketen, mussten die jungen Leute beim Stadtspiel knifflige Aufgaben lösen und Fragen zu Oberhausen beantworten. Was etwa ist auf der Leuchttafel über dem 16. Stockwerk des Babcock-Hauptgebäudes zu lesen, wie viele reservierte Parkplätze gibt es auf dem Parkplatz des grünen WBO-Betriebes im Kaisergarten und welche Zahl ergeben die Kennzeichen der dort geparkten Autos zusammengerechnet, wie viele Wellen hat die Bahn 7 auf der Minigolf-Anlage im Kaisergarten? Angesichts prächtigsten Sonnenscheins waren die Teilnehmer froh, am späten Nachmittag noch ins Freibad Alsbachtal eintauchen zu können.

Schwerpunkt der Jugendbegegnung waren auch im Sommer wieder die Projektstage. Ob Fußball oder Selbstverteidigung, Ikebana, die japanische Kunst des Blumensteckens, oder Kanu, darstellende oder bildende Kunst, Musik, Golf, Tanz, Klettern, Photoworkshop, Museumstour, Inline-Hockey oder Zeitung machen, nachgerade enthusiastisch wurde gewerkelt, geforscht, gekickt, „gekämpft“, gespielt oder auf dem alten Ruhrarm gepaddelt.

„Lieber Wolfgang,
ich freue mich, dir mitteilen zu können, dass unsere Gruppe sicher und sehr glücklich über ihren Besuch in Oberhausen und die Teilnahme an dem multikulturellen Treffen in Oberhausen zu Hause angekommen ist. Die Jugendlichen waren froh, junge Leute aus verschiedenen anderen Ländern treffen zu können und deren Kulturen verstehen zu lernen und dass deren Lebensart anders ist als ihre eigene. Es besteht kein Zweifel, dass ein Projekt dieser Art jungen Leuten einen idealen Platz bietet, um Toleranz zu lernen und



Freundschaften zwischen verschiedenen Nationen aufzubauen. Der Besuch in Berlin und die Gedenkzeremonie im ehemaligen Konzentrationslager Sachsenhausen (dorthin fuhr die israelische Gruppe von Oberhausen aus) waren sehr wichtig, um der Gruppe zu helfen, mit dieser schwierigen Zeit der Geschichte umzugehen. Wir bedanken uns bei der Stadt Oberhausen und dem ehrenamtlichen Multi-Team für die Beherbergung der Jerusalemer Delegation und die Möglichkeit, an diesem interessanten Projekt teilgenommen haben zu können.“

Francoise Cafri

Direktorin der Internationalen Abteilung der Stadt Jerusalem

Am Donnerstagabend sollten die Gäste eigentlich zum traditionellen Fußballspiel gegen die Oberhäuser Multis antreten. Es kam anders. Für den Abend wurde ein Event angekündigt. „Disco, Turbinenhalle“, diese Vermutung geisterte durch mehr als 200 Köpfe. Dann wurden an der Arena Busse und Privatwagen

Tolle Stimmung beim Programm des Circus Flic Flac, der alle Teilnehmer der „Multi 2000“ nach Mönchengladbach eingeladen hatte

bestiegen. Die Fahrt ging nach Mönchengladbach. Erst als die Gäste auf dem Parkplatz eines großen Geländes in der Nähe des Mönchengladbacher Bahnhofes ausstiegen, wussten sie, was sich hinter dem Event verbergen würde: Der Circus „Flic Flac“ hatte alle Teilnehmer an Multi 2000 und die Organisation zur Vorstellung des neuen Programms „Reine Nervensache“ eingeladen, 235 Freikarten. „Wir wollen in diesen ausländergefeindlichen Zeiten ein Zeichen setzen für Toleranz“, so Pressesprecher Krockauer. Die Gäste dankten es mit Ovationen, wie sie sie selbst das Applausverwöhnte Flic Flac-Ensemble wohl selten erlebt hat. Ein solches Programm hatten die jungen Leute noch nie gesehen, „besser als jede Disco“ war der einhellige Tenor, noch Tage später schwärmten sie vom Circus.

Zu einem bewegenden Ereignis entwickelte sich der Freitag, der 4. August. Gedenktag an der Gedenk-

halle Schloss Oberhausen, Gedenken der Opfer des Nationalsozialismus. Erstmals ist es so bei einer Jugendbegegnung in Oberhausen, bei früheren Begegnungen fuhr man zum Konzentrationslager Bergen-Belsen. Mehrere Bänder mit bunten Schildern geleiten zum Baum, der vor der Gedenkhalle steht. Worte wie „Fremdenhass“, „Zwangsarbeit“ oder „Reichskristallnacht“ sind in englischer und deutscher Sprache auf den Schildern zu lesen. Hugo Baum, der ehemalige Oberhausener Jugenddezernent, ist „Zeitzeuge“, er hat jüdische Vorfahren. Jetzt begrüßt er die jungen Menschen: „Es ist wichtig, sich mit diesen Themen zu befassen, um in Zukunft Geschehnisse, wie sie sich während des Nazi-Regimes ereigneten, zu vermeiden.“ Ein Dialog mit weiteren Zeitzeugen folgt, die ganz persönliche Erfahrungen schildern. Eine Zeitreise in die Vergangenheit, die berührt.

„Das Ziel, Verständnis und Akzeptanz für Fremde und Fremdes, ist voll aufgegangen. Einen ganzen Tag durfte ich als geladener Zeitzeuge miterleben, konnte über Vor-, Kriegs- und Nachkriegszeit berichten. Beim Dialog gab es viel Interesse, viele Fragen zum Nationalsozialismus, zu Hitler, zur Judenverfolgung und zu Fremdenhass. Die hinterfragten Punkte konnten vieles klären. Die Kreativität ließ die Übereinstimmung durch die festgehaltenen Gedanken im plastischen Ausdruck erkennen. Das war wertvoller Geschichtsunterricht: Nie Wieder! All die positiven Erfahrungen, alles Schöne, Erlebte und Gehörte werden die Teilnehmer in ihren Heimatländern weitergeben und multiplizieren.“

*Hans Püttmann
Pothmannsweg 34*

Dann, nach einer kurzen Mittagspause, gestalten die jüdischen und arabischen Teilnehmerinnen und Teilnehmer eine bewegende Zeremonie am Mahnmal „Die Trauernde“. Eine Schweigeminute, die Namen von Kindern werden verlesen, die in Konzentrationslagern umgebracht wurden. Die Gruppe entzündet Kerzen. Zum Abschluss der Gedenkzeremonie legen alle 200 jungen Leute am Mahnmal je eine weiße Rose nieder, in der Gedenkhalle ist die Ausstellung „Die weiße Rose“ zu sehen. Und schließlich werden die jungen Leute ihre Gedanken zu Fremdenhass und Verfolgung plastisch darstellen.

Mit diesen tiefen Eindrücken verabschiedeten sich die Jugendlichen ins traditionelle Familienwochenende, denn nicht alle waren während der gesamten Jugendbegegnung in Gastfamilien untergebracht. Keine Frage, Freitag- und Samstag Abend war Disco angesagt, freitags waren alle in der Turbinenhalle, am Samstag etliche auch in Altenberg. In der Gunst hatte die Turbinenhalle die Nase klar vorn: „Dort ist die Musik besser.“ Einige fuhren nach Köln, trafen dort andere Teilnehmer der Begegnung, im Rheinischen Industriemuseum und auf dem Gasometer-Dach wurde Revier-Luft und -Geschichte geschnuppert, John aus New York 100 Meter über Oberhausen: „Wow, cool!“ Man besuchte junge Gäste in anderen Familien, frühstückte zur Mittagszeit, aß gemeinsam Spaghetti, hielt Mittagschläfchen auf dem Fußboden, bummelte natürlich durchs CentrO.

Am Montag schließlich Farewell-Party wieder bei Frieda. Das Haus platzte aus allen Nähten, auch fast alle Gasteltern waren gekommen. Die Projektgruppen wurden für die Vorstellung ihrer Ergebnisse gefeiert, fetzige Musik, Abtanzen. Die Zahl der Pärchen war im Verlauf der Woche deutlich angestiegen, Abschiedsschmerz, Liebeskummer, viele Tränen. Aber einig waren sich alle: „Das waren zehn Tage, die wir nie vergessen werden.“

In der Tat, aber auch Oberhausen wird Multi 2000 nicht vergessen, dieses wunderbar gelebte Zeichen gegen die Widerwärtigkeiten von Rechtsaußen. Wo Begegnungen wie diese möglich sind, auch stattfinden, haben Glatz- und Hohlköpfe auf Dauer keine Chance. Das Lied der Toleranz gegen tumbes Faschogegröle und brutale Gewalt der Neonazis, das muss die Musik von heute und morgen sein.

Der 16-jährige Cristian aus Chile hatte gedacht, als er jetzt das erste Mal nach Deutschland kam, es gebe hier eigentlich nur Rassisten: „Jetzt werde ich in meiner Heimat das Bild der Deutschen in den Köpfen der Chilenen verändern helfen. Ruzin Dagki, ebenfalls 16, eine bildhübsche junge Dame aus dem türkischen Mersin: „Auf der Fahrt nach Oberhausen bin ich vom Gedanken Atatürks begleitet worden: Friede im Land ist auch Friede in der Welt.“ Zehn Tage lang in diesem Sommer 2000 war Oberhausen eine Welt der Hoffnung und Sehnsucht, weil junge Leute den Traum realisiert haben, das Leben zu wagen.



Kommunikativ angelegt: das neue Foyer in der Luise-Albertz-Halle

VERANSTALTUNGEN

Die Guten Stuben Europas

Die umgebaute Luise-Albertz-Halle ist wieder eröffnet

VON MICHAEL SCHMITZ

Inzwischen hat sie die ersten Belastungsproben bestanden, die neu herausgeputzte „gute Stube“ unserer Stadt. Ein erster großer volkstümlicher Nachmittag, ein erstes Sinfoniekonzert und mit der Prinzenkürung auch die erste große Karnevalsveranstaltung zeigten aber auch einige Tücken auf, die sich beim knapp 18-monatigen Umbau in die Luise-Albertz-Halle geschlichen haben. Allerdings wäre auch ein Novum geschaffen worden, wäre eine Baumaßnahme dieser Größenordnung ohne Mängel abgeschlossen worden. Immerhin wurden 15 Mio. Mark in Umbau- und Renovierungsarbeiten investiert, und da ist die völlige Neugestaltung des Restaurants noch nicht einmal eingerechnet. Also wird immer noch nachgebessert, vor allem auch der Außenbereich rund um die Halle neu angelegt.

Fast 15 000 Menschen strömten beim Eröffnungswochenende der offenen Tür in die Halle und waren weitgehend begeistert. In der Tat präsentieren sich Außen- und Innenleben freundlich und hell, vom kommunikativ angelegten Foyer führt ein ausgeklü-

geltes Besucherleitsystem die Gäste durch viele Säle und Tagungsräume, für die allesamt neue Beleuchtungen inszeniert wurden. Eigentlich ist die Luise-Albertz-Halle jetzt die „gute Stube Europas“ zu nennen, originell: die Räume tragen unterschiedliche Namen europäischer Hauptstädte. Um den großen Festsaal „Berlin“ ranken sich London und Paris, Brüssel I

betriebe mit insgesamt 2250 Beschäftigten. Sie waren auf einer Gesamtfläche von etwa 11 600 qm aktiv, 9600 qm Hallenräumlichkeiten und etwa 2000 qm gastronomische Einrichtungen.

Gelegentlich in der Öffentlichkeit gestellten Fragen von Bürgern, die wissen wollten, wo denn die 15 Mio. Mark verbaut worden seien, konnte Uli Dratz mit dem



und Brüssel II, Madrid, Lissabon, Rom, Amsterdam, Prag, Oslo und Helsinki.

Bei einer inoffiziellen Eröffnung berichteten alle Festredner Ende September 2000 nicht ohne Stolz, dass sowohl die vorgegebenen Kosten wie auch der Zeitrahmen eingehalten wurden. Stadtplaner Ulrich Dratz als verantwortlicher Architekt machte keinen Hehl daraus, dass dies eine Kraftanstrengung war: „Es haben 22 Planungs- und 66 zum Teil sehr heftige Baubesprechungen stattgefunden.“ Denn immerhin waren 15 Ingenieurbüros, Sachverständige und öffentliche Dienststellen beteiligt, dazu 45 Handwerks-

Der große Festsaal heißt jetzt „Saal Berlin“

Hinweis auf die komplette Erneuerung der technischen Infrastruktur begegnen. Denn die war in den knapp 36 Jahren bis zum Sanierungsbeginn schlichtweg marode geworden. 18 Kilometer Kabel für 80 000 Watt Leistungen und drei Kilometer Rohre für Heizung, Klima und Lüftung mussten verlegt werden. Fast alle elektrischen und elektronischen Zuleitungen, Wasserzu- und abflussrohre sowie die gesamte Klimatechnologie entsprachen nicht mehr den Vorschriften. Allein das alles, was der Gast nicht oder

kaum sieht, hat rund die Hälfte der Investitionssumme verschlungen. Erneuert wurden auch das teils hoffnungslos veraltete Dach sowie die gesamten Fassadenflächen, mit einheitlichem Putz, um die vielen Schrägen, verschiedenen Ebenen und Materialien mit einer neuen Klammer zusammenzufassen. Und eine hochwertige Wärmedämmung wurde eingebracht.



*Eine Balance zwischen Tradition und Moderne:
das Restaurant „Albert's - Revier al dente“*

Zwei neue Behinderten-gerechte Personenaufzüge, vier Lastenaufzüge, einer davon gar als Pkw-geeigneter Großraumaufzug wurden ebenfalls installiert. Sicht- und hörbar aber für die Gäste sind eine neue Beschallungstechnik, mit 9600 Watt Leistung allein im Großen Saal, angesteuert im Regieraum durch ein 32-Kanal-Mischpult. 70 kw konventionelles Licht mit neuen Leuchtkörpern allein im Großen Saal, zwei Verfolger und vier computergesteuerte Scanner, eine an zwei fahrbaren Traversen montierte Beleuchtungsanlage: Viele neue Lichtstimmungen und -kompositionen lassen sich fahren, teils mit Laser-ähnlichen Effekten. Auch die Bestuhlung im Saal „Berlin“ ist neu. Und selbstverständlich, attraktiv für Hallenmanagement und Tagungs- oder Kongressteilnehmer, wurde die Halle kommunikativ auf modernen Standard gebracht, mit strukturierten EDV-Verkabelungen, flexiblen Telefonnetzen und umfangreichen Anschlussmöglichkeiten für die verschiedensten Veranstaltungstypen.

Viel Anklang findet das neu gestaltete Umfeld rings um die Halle. Die ehemals freudlose Rückseite zur Düppelstraße präsentiert sich jetzt als attraktive Einheit von Straße und Fassade, mit einer reizvollen Blickachse zur anmutigen Kulturvilla. Die Fläche zum Bahnhof hin ist noch nicht vollends fertig gestellt, wird sich aber deutlich lichter darstellen, vom Hauptbahnhof aus kommend schon früh den Blick auf die Halle öffnen, der früher eher verstellt war. Irgendwo dort soll auch die Schnecke aufgestellt werden, die ein an der 1. Oberhausener Kunstmeile beteiligter Künstler der Stadt geschenkt hat.

Bei der Wiedereröffnung meinte Oberbürgermeister Burkhard Drescher Ende September, dass die unvergessene Oberbürgermeisterin Luise Albertz als Namensgeberin der Halle diese nach dem Umbau wohl kaum wiedererkennen würde. In Anspielung auf deren jahrelangen Stammplatz im Restaurant am Durchgang zur ehemaligen „Theke“, die es übrigens nicht mehr gibt, war sich der OB sicher, dass sich Luise Albertz auch nach dem Umbau in der Halle wieder wohl gefühlt und wohl alsbald auch einen neuen Stammplatz gefunden hätte.

Drescher rechtfertigte die nach Einschätzung von Fachleuten eher noch zu gering bemessenen Umbaukosten mit dem Umstand, dass sich die „Gute Stube“ in den letzten Jahren wahrlich nicht mehr als Aushängeschild präsentiert hatte: „Und das hatten weder die Gäste der Halle noch die Namensgeberin verdient.“ Drescher bezeichnete es als „Kunststück“, dass beim Umbau der alten Halle zum zeitgemäßen Tagungs- und Veranstaltungszentrum der „Brückenschlag zwischen Tradition und Fortschritt“ gelungen ist. Dies übrigens zeigt sich augenfällig im neuen Restaurant „Albert's - Revier al dente“.

Optisch, technisch, gastronomisch und organisatorisch sei mit frischem Wind der Muff aus den Ecken geblasen worden, aber die Luise-Albertz-Halle habe dennoch, so der Oberbürgermeister, ihren eigenen Charakter bewahrt. Die Neuausrichtung der Halle sieht Drescher als wichtigen Baustein im Oberhausener Gesamtkonzept „Kurz- und Städtereisen“.

Mit dem Multi-Vereinsmenschen Josef Loege ist auch der Vorsitz im Aufsichtsrat der „Luise-Albertz-Halle“ Tagungs- und Veranstaltungszentrum Oberhausen GmbH wohl optimal besetzt. Als Präsident im

Stadtsporthund und Geschäftsführer im Hauptausschuss Groß-Oberhausener Karneval ist Loege in entscheidenden Funktionen mit potentiellen Großkunden der Halle verhandelt. Auf der gewiss nicht pflegeleichten Position als Vorsitzender im Aufsichtsrat des einstigen „Sorgenkindes“ der Stadt, das den städtischen Haushalt über Jahrzehnte nicht unwesentlich belastete und viele Jahre kräftige rote Zahlen gar im Gastronomiebereich schrieb, kann Loege dennoch optimistisch in die Zukunft blicken: „Die Geschäftspolitik läuft auf Hochtouren, Veranstalter aus ganz Deutschland haben sich bereits jetzt für die neue Luise-Albertz-Halle entschieden. Wenn ich mir das Veranstaltungsbuch anschau, sehe ich viele ausverkaufte Tage. Allein der Mai 2001 hat es in sich. Da ist unsere gesamte Luise-Albertz-Halle quasi vollständig ausgebucht. Und das mit hochinteressanten Veran-



Zur Wiedereröffnung gab es eine Ausstellung rund um vier Jahrzehnte Hallengeschichte

staltungen. Die Celanese mit ihrer Jahreshauptversammlung benötigt an gleich elf Tagen non-stop sämtliche Räumlichkeiten. Das Christliche Jugenddorfwerk Deutschlands taucht mit nicht weniger als 1700 Jugendlichen unser gesamtes Haus in Musik. Die Musischen Festtage machen es möglich. Und mit der ersten Touristik-Messe ‚O Happy Days‘ gibt es ein weiteres Highlight in nur einem Monat.“ Die Messe ist übrigens eine Gemeinschaftsveranstaltung der Tourismus & Marketing Oberhausen (TMO) GmbH,

der Agentur Zielgruppe und der Luise-Albertz-Halle. Nicht zu Unrecht verweist Loege aber auch darauf, dass erst Menschen ein noch so tolles Veranstaltungshaus lebendig machen, dass sie dafür sorgen, das „Leben in die Bude kommt. Was wäre langweiliger als ein leerer Bierstand? Was wären Versammlungen ohne Gäste? Ausstellungen ohne Besucher? Was wären all die wunderbaren Veranstaltungen in unserer Luise-Albertz-Halle, wenn die Interessierten ausbleiben würden?“

Schon bei der ersten Großveranstaltung, dem volksmusikalischen Nachmittag mit Radio „Schräges O“, aber hatte Loege feuchten Glanz in den Augen. Die Bestuhlung reichte kaum, als die „Heimatmelodie 2000“ mit Margot Hellwig, Martin Berger und der tollen Musikkapelle Langenfeld Einzug hielt. Die nahezu 1000 Gäste störte es kaum, dass die Trainingsstunden an der neuen Beschallung wohl nicht gerecht hatten, um den schönen Stimmen gerecht zu werden, dass das gastronomische Personal seine liebe Mühe hatte, die Gäste an den überaus engen Tischreihen zu versorgen. Und bei der nächsten Großveranstaltung strahlte Loege gleich in Personalunion: Die Prinzenkürung des Hauptausschusses Groß-Oberhausener Karneval als Startschuss in die Session 2000/2001 war restlos ausverkauft.

So kann es weitergehen, wird sich Jörn Raith denken, der als neuer Geschäftsführer der Halle seit seinem Amtsantritt nicht unbedingt zu beneiden war. Schließlich galt es, Umbau und Sanierung zeit- und kostengerecht abzuwickeln und gleichzeitig die auch online im Internet präsente Halle wieder neu am Veranstaltungsmarkt zu positionieren. Raith hat ein Team um sich geschart, das vor allem auf Beratung und persönliche Ansprache setzt: „Individualität steht bei uns im Vordergrund unseres Tagungsgeschäftes. Das beginnt beim speziellen Full-Service-Angebot durch unsere Verkäufer und setzt sich in der besonderen Betreuung durch unsere technischen Teams während der Veranstaltung konsequent fort. Clienting statt Hard-Selling, das ist unsere Linie. Kundenorientierung steht vor dem nackten Verkauf.“

Mit besonderen Events will Raith Akzente setzen. Wie das aussehen kann, demonstrierte ein „Autokino“ der besonderen Art. An drei Abenden standen



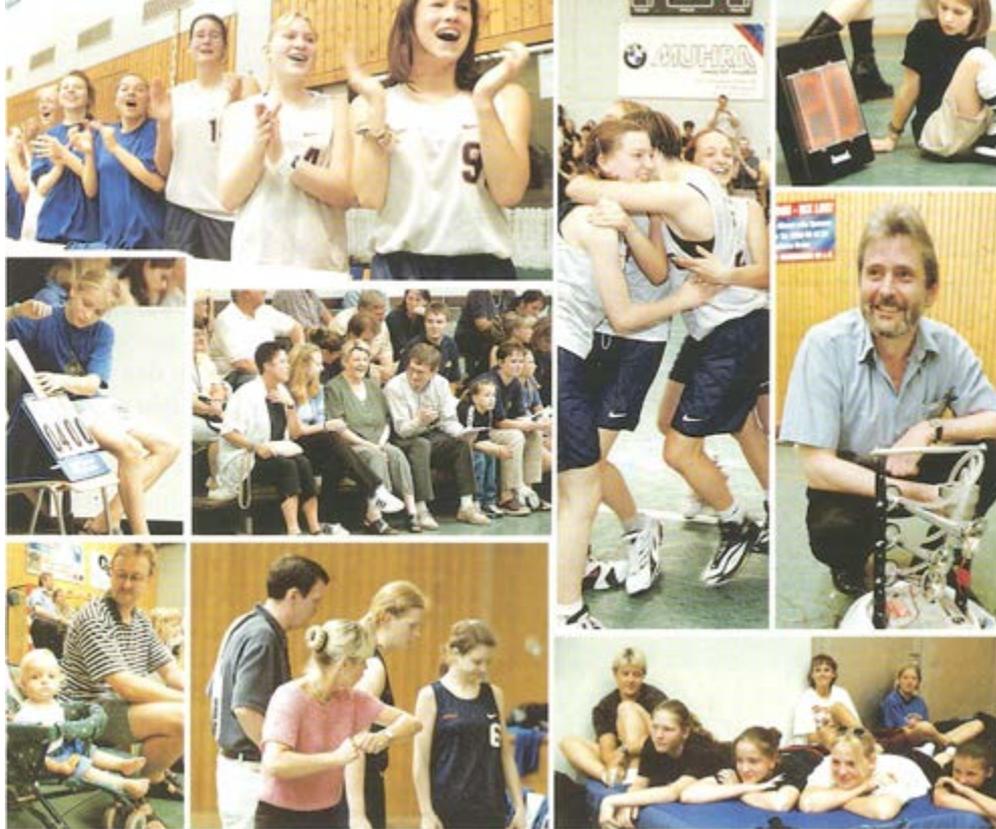
*Freundlich und hell auch von außen:
die Luise-Albertz-Halle nach dem Umbau*

knapp 60 Smarts im Saal Berlin, so um die Leinwand angeordnet, dass die Gäste einen tollen Blick hatten auf Joan Chens neuen Film „Es begann im September“. Die Zusammenarbeit mit dem Smart-Center und dem Münchener Filmverleih Concorde machte es möglich, dass die melodramatische Romanze mit der bezaubernden Winona Ryder und Richard Gere eine Woche vor dem offiziellen deutschen Filmstart gezeigt werden konnte.

Unverzichtbar für eine „gute Stube“ ist eine leistungsfähige und anspruchsvolle Gastronomie. Sie wird in eigener Verantwortung vom Essener Groß-Gastronomen Hans-Hubert Imhoff inszeniert. Das neue Interieur des Restaurants ist vor allem bei älteren Stammgästen nicht unumstritten. Imhoff, eine „Größe“ in der Großgastronomie, der nicht selten „Käfer des Ruhrgebietes“ genannt wird, wollte aber nicht den Charme der 60-er und 70-er Jahre erneuern. Gelungen ist eine Balance zwischen Tradition und Moderne, eine optische wie kulinarische Position zwischen Neuer Mitte und den klassischen Gastronomie-Angeboten in Alt-Oberhausen. Nach anfänglichen Testwochen ist das kulinarische Angebot inzwischen neu konzeptioniert.

Die neue Infrastruktur der Halle ermöglicht es Imhoff auch, mit seinem Team von unterschiedlichen Service-Punkten aus, die mit dem neuen Herzstück, der großen Küche verknüpft sind, über 1000 mehrgängige Gerichte in den Räumlichkeiten der Halle zeitgleich zu servieren.

Zum Abschluss noch einmal Oberbürgermeister Burkhard Drescher: „Warum haben wir uns - trotz der nicht eben komfortablen finanziellen Lage der Stadt - für den großen Wurf entschieden? Warum haben wir uns nicht mit ein paar Eimern Farbe, etwas Kosmetik im Restaurant und ein paar Mark für neue Technik begnügt? Es gibt gleich zwei gute Antworten: Erstens haben die Oberhausenerinnen und Oberhausener, die Vereine und Verbände, ein Recht darauf, ihre Veranstaltungen in angenehmer und angemessener Atmosphäre durchzuführen. Und zweitens wollten wir die Luise-Albertz-Halle auch für neue Veranstalter und Veranstaltungstypen öffnen. Wir wollten Oberhausen als attraktiven Tagungs- und Kongress-Standort profilieren. Um es vorwegzunehmen: Zeit, Mühe und Geld haben sich nach meiner Auffassung gelohnt. Ich wünsche der neuen Luise-Albertz-Halle immer einen randvollen Kalender und allen Gästen aus Oberhausen wie von außerhalb immer einen angenehmen Aufenthalt.“



Bunter Bilderbogen vom Finale um die Deutsche Meisterschaft der Mädchen-C-Jugend in der Sporthalle Ost

SPORT

Der Erfolg hat einen Namen

New Basket Oberhausen setzt Maßstäbe im deutschen Mädchenbereich

VON FRIEDEL KAUFHOLD

Der Verein hat eine noch junge Geschichte, aber in den jetzt gut acht Jahren seiner Existenz hat er bereits so viele Erfolge zusammengerafft, die andere Klubs nicht einmal beim Goldjubiläum vorweisen können. New Basket Oberhausen, 1992 aus der Taufe gehoben, ist im Oberhausener Basketball die unumschränkte Nummer 1 und im deutschen Westen der Maßstab für erfolgreiche Jugendarbeit im Mädchenbereich.

Der Erfolg hat auch einen Namen: Dieter Brauner. Vereinsgründer, Vorsitzender, Trainer und mittlerweile Ehrenpräsident des noch jungen Klubs; viele Funktionen auf einmal, aber vor allem eins: Basketball-verrückt. Mit dem Namen des Studiendirektors am Bertha-von-Suttner-Gymnasium ist die Oberhausener Tradition in dieser Sportart begründet.

Rot-Weiß Oberhausen, Bero, SG Osterfeld, jetzt NBO. Die ersten Erfolge wurden im Damenbereich geschrieben. Das war die Zeit, als die „kleine“ Karin Flür aus dem Marienviertel zur ganz Großen in der Basketballszenen aufstieg, zur Nationalmannschaft stieß und die jeweiligen Oberhausener Klubs zur nationalen Spitze führte. Bei den Spielen bebte die Sporthal-



Deutscher Meister bei der C-Jugend: Die Mädchen von New Basket Oberhausen mit Trainerehepaar Karin und Dieter Brauner

le Ost an der Hunsrückstraße: 800, 1000 Zuschauer waren keine Seltenheit bei den Heimspielen – ein Hexenkessel für die Gegnerinnen.

Aus Karin Flür ist längst Karin Brauner, Lehrerin an der Katholischen Hauptschule St. Michael im Knappenviertel, geworden, aus der Spielerin eine Trainerin; geblieben sind die Basketball-Verrücktheit und die Erfolge – jetzt allerdings im Nachwuchsbereich und als Ehepaar im „Doppelpack“.

Und den wohl größten Erfolg, weil ziemlich überraschend, feierten beide im späten Frühjahr 2000: Die von ihnen betreute Mädchen-C-Jugend holte sich die Deutsche Meisterschaft. Ohne Probleme marschierten die Oberhausenerinnen durch die NRW-Leistungsliga, holten sich die westdeutsche Meisterschaft, bewältigten schließlich so souverän die Zwischenrunde zur Deutschen Meisterschaft, dass sie das Finale in eigener Halle ausrichten durften.

Zwei Tage lang Topsport und Familienfest, zu dessen Gelingen viele Sponsoren und die Eltern beitragen, zugleich – das lockte rund 1000 Zuschauer zu den Spielen. Und sie erlebten mit, wie sich die Mannschaft von Spiel zu Spiel steigerte und am Ende den TSV Nördlingen (Bayern) sowie die beiden Ostklubs BG Chemnitz und SV Halle hinter sich ließen und als Belohnung am Ende stolz die Medaillen zeigten und den Sekt spritzen ließen. Die Strapazen des Trainings

(zwei- bis dreimal wöchentlich), einschließlich eines einwöchigen gesponserten Trainingslagers in der Sportschule Duisburg-Wedau im Herbst, hatten sich ausgezahlt. Lohn war der Titel und damit die „heiße Empfehlung“, bei der Sportlerehrung im kommenden März vielleicht für den mit 3000 Mark dotierten Titel „Mannschaft des Jahres“ nominiert zu werden.

Verdient hätten es die Mädchen und ihre Trainer allemal, zumal sie sich jetzt anschicken, bei der B-Jugend, also eine Altersklasse höher und als jüngerer Jahrgang zumeist gegen ältere, die Erfolgsserie fort zu setzen, wobei das Trainerehepaar mit dem Team „aufgestiegen“ ist.

Und dabei wollten anfangs beide, wenig später nur noch Karin Brauner, doch erheblich kürzer treten. Ein „frommer Wunsch“, denn das Engagement ist größer denn je geworden: Die B-Jugend trainiert mindestens dreimal in der Woche; hinzu kommen mindestens zwei, manchmal auch drei Spiele am Wochenende, als dann, wenn viele andere fröhliche Feten feiern, ausgehen, bummeln oder einfach nur ausspannen. Und eben das tun die Brauners beim Basketball, sieht man einmal vom sechswöchigen Urlaub, stets in der Nähe von L.A. (Los Angeles), in den Sommerferien ab.

Den Erfolg in der Jugendarbeit bei New Basket Oberhausen rundeten die A-Jugend, die Vierter wurde, und die B-Jugend, die Platz drei belegte, ab. Drei Mannschaften von NBO in ihren Altersklassen unter den besten vier Teams in Deutschland – das schaffte nur noch der SV Halle, allerdings unter Internat- und damit fast schon Profibedingungen.

Nun, ein Teilzeitinternat wird es jetzt mit Stützpunkt in der Halle Ost auch geben, in Verbindung mit dem „Bertha“, das mit seinen Mädchenteams (verständlicherweise) auch Jahr für Jahr bei der Endrunde der nationalen Schulmeisterschaft „Jugend trainiert für Olympia“ in Berlin vertreten ist. Trainer: Dieter Brauner, der im kommenden Mai seinen 60. Geburtstag feiert.

Kontinuierliche Jugendarbeit zahlt sich aus; dafür ist New Basket Oberhausen – die erste Mannschaft spielt in der zweiten Bundesliga – der lebendige Beweis. Die ist indes nur möglich durch riesiges persönliches Engagement im ehrenamtlichen Bereich, tätig – ein Attribut, das in der heutigen Zeit (leider) immer seltener zu finden ist ...



Kinder aus Angola brachten die Helfer des Friedensdorfes zur Behandlung nach Deutschland

SOZIALES

Ein Stückchen Hoffnung für Afrika

*Mit der Aktion Friedensdorf
beim 26. Einsatz in Angola*

VON RAINER SUHR

„Land in Sicht!“ Joao Ferreira blickt aus dem Flugzeugfenster: Da unten, etwa 6000 Fuß unter der dröhnenden Iljuschin 18, schiebt sich die gelbe Küstenlinie Afrikas ins Blickfeld, gleich dahinter das Atlas-Gebirge. Joao springt auf, eilt zwischen den Sitzreihen nach vorn und stimmt einen portugiesischen Sprechchor an: „A-fri-ca! An-go-la. Estamos em casa!“ – „Afrika, Angola, wir sind zu Hause!“ Jubelnd fallen die Kinder in der vorderen Kabine in seinen Gesang ein. Sie winken, lachen, sind kaum noch in ihren Sitzen zu halten. Bald werden sie wirklich wieder zu Hause sein. Nur noch ein paar Flugstunden, eine Zwischenlandung zum Tanken im algerischen Wüstenort Tamanrasset, dann nimmt die Chartermaschine der Oberhausener Aktion Friedensdorf Kurs auf Luanda, die Hauptstadt Angolas.

Kurz nach 22 Uhr setzt das viermotorige Flugzeug auf dem Rollfeld auf. Für die 89 kleinen Passagiere

das Ende einer wahrhaft langen Reise. Mehrere Monate, in Einzelfällen über ein Jahr, waren sie zur Behandlung in deutschen Krankenhäusern und zur Nachsorge im Friedensdorf an der Pfeilstraße in Oberhausen.

Vor sieben Jahren hat die 1967 zur Versorgung vietnamesischer Kriegsoffer gegründete Hilfsorganisa-

Afrika gilt der Äquatorial-Faktor: Es kann auch genau umgekehrt sein."

Heute klappt jedoch alles wie am Schnürchen: Das Vorkommando mit Gegenfurtner sowie den beiden ehrenamtlichen Helferinnen Maria Ferreira und Kerstin Leusing wartet schon mit vielen einheimischen Unterstützern am Fuß der Gangway. Eine Viertelstun-

de später haben alle Kinder die Maschine verlassen, die Helfer beginnen, den Frachtraum zu entladen: Kisten voller Medikamente, Verbandsmaterial und anderer Hilfsgüter, Lebensmittel, Rollstühle, das persönliche Gepäck der kleinen Heimkehrer – insgesamt eine satte Lastwagenladung.

Vor der Ankunftshalle drängeln sich die Eltern und Geschwister der Friedensdorf-Schützlinge schon seit Stunden. Jetzt geht ein Ruck durch die Menge: Sie sind da! Viele kennen

Ronald Gegenfurtner, den Mann mit dem Rauschebart, winken oder strecken ihm die Hände entgegen. „Obrigado – vielen Dank für alles!“ Einheimische Helferinnen und Helfer begrüßen Maria Tinnefeld, Anika Kropp und Miguel Thiemig als „alte“ Bekannte aus vielen Angola-Einsätzen mit Umarmung und Wangenküssen.

Und dann können die Wartenden ihre Kinder in die Arme schließen. Manche Eltern möchten ihr Glück förmlich heraus schreien, andere haben Tränen in den Augen und bringen keinen Ton heraus. Wieder andere stehen ungläubig da, können die Heilung und Heimkehr ihrer Kinder kaum fassen. So wie die Mutter der kleinen Wilma, die als Säugling ins Friedensdorf kam, dort Laufen lernte, und nun im bunten



Die Hilfe von Ronald Gegenfurtner und Dr. Rosalino ist für viele die letzte Hoffnung

tion ihre Arbeit für Kinder aus Kriegs- und Krisengebieten auch auf Angola ausgedehnt. Über 1000 Kinder aus dem südwestafrikanischen Bürgerkriegsland hat Friedensdorf International seitdem betreut. Kinder mit Schussverletzungen, schwersten Knochenentzündungen, Missbildungen und Krankheiten, die in ihrer Heimat den sicheren Tod bedeutet hätten.

Der heutige Flug nach Luanda ist schon der 26. Angola-Einsatz. Vieles ist Routine – und doch ist jeder Einsatz anders. So hat Ronald Gegenfurtner, der Leiter des Friedensdorfes, die Neulinge unter den ehrenamtlichen Helfern bei der Abschlussbesprechung jedenfalls scherzhaft gewarnt. „Für alle Absprachen in

Kleidchen mit staksigen Schritten auf ihre Mama zuwackelt.

Obwohl es bald auf Mitternacht zugeht, wird heute ganz sicher in vielen Familien noch kräftig gefeiert. Die Helfer packen inzwischen ihre Rucksäcke in einen roten Nissan-Patrol mit den Aufklebern des Friedensdorfes und seiner angolanischen Partnerorganisation,

zur deutschen Botschaft, wegen der Visa und Pässe für die Kinder, die am Freitag mit dem Friedensdorf-Team nach Deutschland kommen. Dann ins Büro des AAD zur offiziellen Verabschiedung der heimgekehrten Kinder und schließlich zum Krankenhaus zur Abschlussuntersuchung der neuen Patienten. „Esst tüchtig, vor heute Abend gibt's nichts.“

Für afrikanische Verhältnisse ungewöhnlich pünktlich holt Dr. Rosalino Neto von der AAD seinen deutschen Kollegen Dr. Jochen Windfuhr und Miguel Thiemig als Dolmetscher im „Sunset“ ab. Windfuhr ist Hals-, Nasen- und Ohrenarzt an einem Duisburger Krankenhaus, das Kinder aus dem Friedensdorf kostenlos behandelt. Er hat den dreijährigen Marcio in Deutschland behandelt und von schlimmen Wucherungen in der Luftröhre befreit, die in Angola bisher nicht operiert werden konnten.

Das soll sich nun ändern: Mit Hilfe eines tragbaren Operationsgerätes, das kleine, manchmal lebensrettende Eingriffe im HNO-Bereich in Luanda ermöglicht. Vor Ort wird Dr. Windfuhr heute die wertvolle Spende übergeben, afrikanische Kollegen in das Gerät einweisen und gemeinsam die verschiedenen Einsatzmöglichkeiten üben.

Die anderen Helfer quetschen sich zu acht in den Patrol. Obwohl es noch früh am morgen ist, klettert die Temperatur im Wagen schnell in schweißtreibende Höhe. Bei Tageslicht präsentiert sich Luanda, die einstige „Perle Afrikas“, noch trostloser als in der vergangenen Nacht.

An die kolonialen Prachtbauten aus portugiesischer Zeit erinnern nur noch wenige Häuser mit

Das Quartier der Friedensdorf-Helfer liegt gleich neben den Elendsvierteln von Luanda

der Accao Angolana Para O Desenvolvimento, kurz AAD. Nach 14 Stunden unruhigem Flug geht es müde und verschwitzt ins Hotel. Oder was hier so heißt: Das „Sunset“ ist eine einfache Unterkunft, deren Zimmer sonst auch gern stundenweise vermietet werden ...

Immerhin: Die Klimaanlage funktioniert, die Betten sind frisch bezogen und selbst das Schlumberier im Hof ist angenehm kalt, während in den Zimmern eine satte Ladung „Paral“ die Stechmücken und andere Plagegeister von den Wänden holt.

Donnerstagmorgen. Beim Frühstück mit Nescafé, Weißbrot und Marmelade erläutert Friedensdorf-Leiter Ronald Gegenfurtner das Tagesprogramm: Erst

bröckelnden Fassaden in Bonbonfarben. Selbst im Regierungsviertel haben viele Häuser leere Fensterhöhlen und vernagelte Eingänge. Neben Rohbauten, für deren Vollendung seit Jahren das Geld fehlt, haben arbeits- und perspektivlose Zuwanderer aus den ländlichen Provinzen primitive Holz- und Wellblechhütten gebaut.

Der Geruch von Unrat und brennenden Müllhaufen zieht von den Elendssiedlungen an den breiten Ausfallstraßen herüber in die etwas besseren Viertel der Hauptstadt. Hupend schieben sich zerbeulte und staubige Autos durch die Menschenmassen. An jeder Ecke Uniformierte von Polizei, Militär oder privaten Sicherheitsdiensten. Bei jedem Stau wittern Straßenhändler eine Chance, Bananen, Getränke, Sonnenbrillen oder Batterien durchs heruntergekurbelte Fenster zu verkaufen.

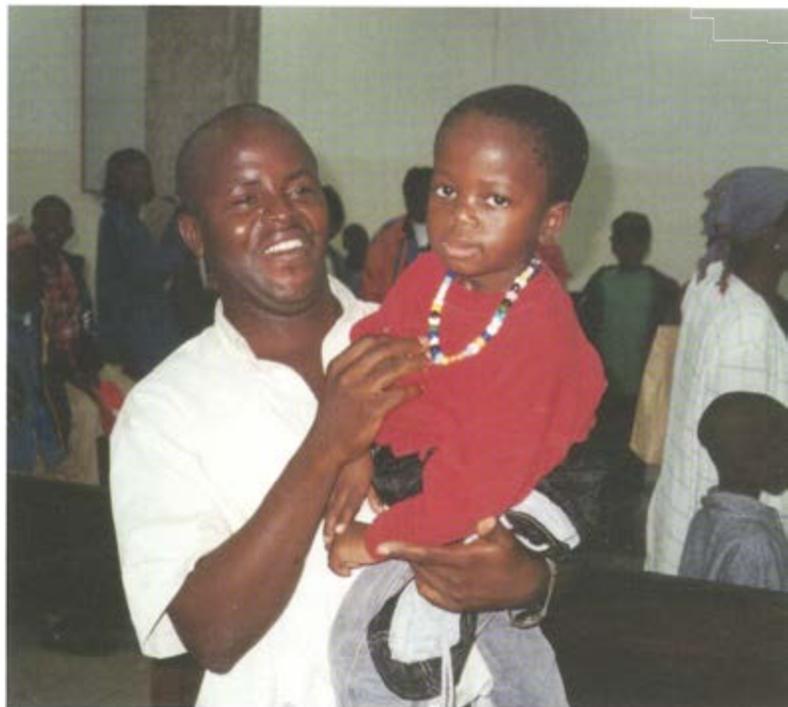
Am Straßenrand wird auf umgedrehten, leeren Colakästen oder einem Stückchen Papp von der Klobrille bis zu Autoersatzteilen so ziemlich jede Handelsware dubioser Herkunft angeboten. Geschäfte nach europäischem Maßstab sucht man vergebens: Straßenhandel und Schattenwirtschaft bilden offenbar das Rückgrat einer ganzen Gesellschaft.

Vor dem Büro des Accao Angolana Para O Disenvolvimento warten schon Dutzende angolischer Eltern mit ihren gestern heimgekehrten Kindern auf die Helferinnen und Helfer vom Friedensdorf. Geduldig harren sie in der Sonne aus, bis ihr Kind nach dem Alphabet an der Reihe ist. Dann nehmen sie auf einem Plastikstuhl am Schreibtisch von Ronald Gegenfurtner Platz. Die gebürtige Portugiesin und aus mehreren Angola-Einsätzen erfahrene Friedensdorf-Helferin Maria Ferreira übersetzt die Kranken- und Behandlungsgeschichte, die Dosierung der auch weiterhin benötigten Medikamente, erklärt die Funktion von Prothesen, verteilt Pässe, Krankenakten, Röntgenbilder.

Zum Abschied gibt's eine Tasche mit Kleidung, Toilettenartikeln, Medikamenten, Erinnerungsfotos an den Aufenthalt in Deutschland, ein Spielzeug - und gut gemeinte Ermahnungen von Ronald Gegenfurtner. Vor allem den großen Jungen redet er ins Gewis-

sen. In Kurzform heißt es: „Achtet Eure Eltern, geht zur Schule! Lernt! Und vor allem nehmt nie eine Waffe in die Hand!“ Da senkt auch so mancher Vater schweigend den Kopf, bevor er sich noch einmal bedankt und verabschiedet.

Kurz vor mittag wird die Schlange vor dem AAD-Büro kürzer. Während Akten, überzählige Medika-



Der kleine Marcio wurde in Deutschland von schlimmen Wucherungen in der Luftröhre befreit

mente und Verbandsmaterial verpackt werden, spricht Gegenfurtner noch mit ein paar Eltern, deren Kinder zur Behandlung in Deutschland sind. „Ja, Antonia kann schon wieder richtig laufen. Die Narben verheilen gut, und beim nächsten Mal kommt sie bestimmt nach Hause.“ „Virgilio lässt Sie schön grüßen. Nur noch eine Hauttransplantation. Dann kommt er aus dem Krankenhaus.“

Wenn man das doch auch von jenen Kindern schon sagen könnte, die am Nachmittag zur Abschlussuntersuchung vor dem Flug nach Deutschland kommen. Vor dem Hospital warten sie mit ihren Angehörigen an einem wellblechgedeckten offenen Pavillon. 63

Mädchen und Jungen, die nach europäischen Maßstäben allesamt schwerstkrank oder -verletzt sind, und für die es in Angola teilweise noch nicht einmal ein Krankenbett gibt, geschweige denn Hoffnung auf Heilung.

Schußwunden, großflächige Verbrennungen, offene Brüche, eitrige Entzündungen, ein Säugling mit kokosnußgroßer Geschwulst: Selbst die erfahrenen Mitglieder des Friedensdorf-Teams brauchen an diesem Nachmittag starke Nerven. Und jetzt schon ist klar: Der Rückflug mit so schweren Fällen wird eine Strapaze für Kinder und Helfer.

Aber die Behandlung in Deutschland ist für die kleinen Patienten die einzige Chance, wie Dr. Rosalino bei einer kurzen Führung durch das Hospital Maria Pia/Josena Machel deutlich macht. Hier liegen die Patienten unter katastrophalen hygienischen Bedingungen apathisch in ihren Betten, manche auf blutbefleckten Laken, andere direkt auf dem vergammelten Kunststoffbezug. Auf vielen Stationen gibt es kein fließendes Wasser, kaum eine heile Fensterscheibe. In der Kinderchirurgie liegen 18, 20 kleine Patienten in einem Raum. Es riecht nach Kot und Urin.

Saubere Wäsche, eine Flasche Wasser oder ein Teller Brei, dafür gibt es hier kein Personal. Die Behandlung ist zwar kostenlos, erläutert Dr. Rosalino. Aber jedes Medikament muß von den Kranken bar bezahlt werden. Und vor der Klinik, die zu den führenden Häusern des Landes zählt, campieren Verwandte der Patienten manchmal wochenlang, um ihre Angehörigen so gut es geht selbst zu betreuen.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, warum die Eltern so große Hoffnungen an die Helfer vom Friedensdorf knüpfen. Und warum sie ihre Kinder über Monate in ein fremdes Land verabschieden, von dem viele noch nicht einmal wissen, wo es liegt.

Es wird schon langsam dunkel, als alle Verbände gewechselt, alle Kinder versorgt sind. Dr. Rosalino übersetzt für Eltern und Kinder, worauf es morgen bei der Abreise ankommt. Die Kinder lernen Zeichensprache für Hunger, Durst, Schmerzen, Toilette. Und Ronald Gegenfurtner dankt den Eltern: „Für Ihre Geduld, aber vor allem für Ihr Vertrauen. Ich verspreche



Abschlussuntersuchung und Verbandwechsel vor dem Flug nach Deutschland

Ihnen, dass wir alles tun werden, was wir können, um Ihren Kindern zu helfen und um sie in ein paar Monaten wohlbehalten zurückzubringen.“ Unter dem Beifall der Eltern endet ein langer Arbeitstag.

Freitagmorgen, Abreisetag. Das Frühstück ist schon fast Routine. Auch die Fahrt zur Botschaft; die Visa sind fertig. Anschließend „Papierkram“ im Innenhof des Hotels. Jedes Kind bekommt für die Landung in Düsseldorf ein Schild mit den wichtigsten Angaben für die wartenden Rettungswagen-Besatzungen. Per Telefax sind die Krankenblätter nach Deutschland gegangen und nach aktuellem Stand stehen jetzt schon für fast alle Kinder Freibetten in deut-

schen und niederländischen Kliniken bereit. Zum Mittagessen ein schnelles Süppchen. Dann die persönlichen Sachen packen und noch eine Stunde Schlaf - die Nacht wird lang! Anschließend geht es zum Krankenhaus. Rund um den Pavillon und im Schatten großer Affenbrotbäume lagern Eltern und Kinder. Alle sind glücklich. Mütter und Väter versuchen zu lächeln, machen den Kleinen Mut, trocknen Tränen,

Stunden liegen vor ihnen, womöglich Turbulenzen und Übelkeit. Kurz nach dem Start gibt es Wasser und belegte Brote. Dann wird es ruhig in der Kabine; die meisten schlafen, erleben noch nicht einmal die butterweiche Zwischenlandung in Tamanrasset.

Im Morgengrauen ein Blick auf dem Flugzeugfenster: Da unten das Atlas-Gebirge und gleich dahinter die algerische Mittelmeerküste. Die meisten



winken und schluchzen den abfahrenden Autos schließlich selbst hinterher.

Am Flughafen bleibt noch genug Zeit zur Kontrolle der Verbände, ein paar kleinere Untersuchungen. Die Jüngsten bekommen frische Windeln. Bei den Größeren spart jeder Toilettengang jetzt die Beschwerden mit schmerzenden Wunden in engen Flugzeuggängen und -toiletten.

Um 22 Uhr sind alle Kinder in die Maschine getragen, Verletzungen gegen Stöße geschützt, Wolldecken verteilt und Gepäckstücke verstaut. 14 strapaziöse

Auf dem Rollfeld warten schon die Rettungswagen auf den Hilfsflug aus Angola

Kinder bekommen den Abschied von Afrika nicht mit. Joao schaut nachdenklich hinaus: Für die Kinder ist es noch ein langer Weg bis es heißt: „Estamas em casa!“ - „Wir sind zu Hause.“

Zur Unterstützung der Arbeit des Friedensdorfes - nicht nur in Angola - gibt es zwei Spendenkonten: Konto 102 400 bei der Stadtsparkasse Oberhausen (BLZ 365 500 00); Konto 12 18-434 bei der Postbank Essen (BLZ 360 100 43).

CHRONIK

Blick zurück auf 2000

VON HELMUT KAWOHL

Die Jugendbegegnung „Multi 2000“, zu der sich im August mehr als 200 junge Menschen aus 14 Nationen für zehn Tage in Oberhausen trafen, war ein gelungenes Beispiel, wie eine Stadt Flagge gegen Ausländerfeindlichkeit zeigen kann. Denn: Auch wenn der Brandanschlag auf das Asylbewerberwohnheim in Schmachten-dorf nicht aufgeklärt ist, so steht doch fest, dass auch in Oberhausen rechtsradikales Gedankengut in den Köpfen einzelner präsent ist. „Gesicht zeigen“ gegen Rechts ist also auch künftig wichtiger denn je und viele müssen mitmachen.

Neben positiven Schlagzeilen wie dem überraschenden Erfolg der 1. Kunstmeile in der Alt-Oberhausener City, den guten Besucherzahlen der Ausstellungen „Der Ball ist rund“ im Gasometer und „Körperwelten“ im GartenDOM oder dem Start der Abbrucharbeiten auf dem Gelände des ehemaligen Elektrostahlwerks gab es im Jahr 2000 auch eine Nachricht, die viele Bürgerinnen und Bürger traurig gemacht hat: Mit Heinz Schleußer, dem langjährigen, führenden SPD-Kommunalpolitiker und späteren Finanzminister des Landes Nordrhein-Westfalen, hat Oberhausen eine der herausragenden Persönlichkeiten der Nachkriegsgeschichte im Alter von nur 64 Jahren verloren. Heinz Schleußer, dem die Stadt viel zu verdanken hat, war Oberhausener aus tiefster Überzeugung.



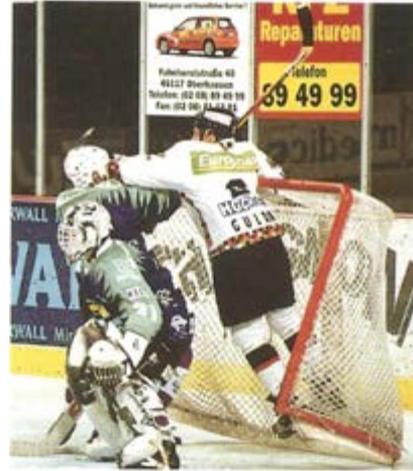
Eröffnet: Der neue Museumsbahnsteig im Hauptbahnhof

Dezember' 99 / Januar

Ludwig Galerie zeigt Malerei, Zeichnungen und Bildergeschichten von Wilhelm Busch · „Nacht der Nächte“ zum Jahrtausendwechsel: 100 Jahre alte Straßenbahn wird am Silvesterabend eingesetzt · Vier junge Menschen sterben bei schwerem Verkehrsunfall in Lirich · Feuerwehr rettet drei Kinder aus brennender Wohnung · Benefiz-Gala zu Gunsten krebskranker Kinder mit vielen Popstars im TheatrO CentrO · Rheinisches Industriemuseum eröffnet Museumsbahnsteig im Hauptbahnhof · Arbeitsgericht zieht in „Heine-Bau“ am Hauptbahnhof · Richtkranz weht über dem Umbau der Luise-Albertz-Halle · Planungsdezernentin Maria Krautzberger verlässt Oberhausen und wird Verkehrsstaatssekretärin in Berlin · Friedensdorf holt 60 Kinder aus Angola zur Behandlung nach Deutschland · Internationale Planer sollen Ideen zur Nutzung des ehemaligen Elektrostahlwerk-Geländes und Abrundung der Neuen Mitte entwickeln · Gala „Art On Ice“ begeistert 9000 in der Arena · DFB-Hallenmasters lockt 8500 Fans in die Arena · Karnevalsgesellschaft AOK Weiß-Rot 1889 feiert 111-jähriges Bestehen · Dirk Grünwald und Josef Loege neue Träger des närrischen „Eulenordens“ · 28-jähriger Kroat in Styruer Wohnung erschossen · Sting gastiert in der Arena



Richtfest: das neue Verwaltungsgebäude der MAN GHH Borsig ist inzwischen bezogen



Klassenerhalt: Die „Revier Löwen“ spielen weiter in der DEL.

Februar

Bundeskanzler Gerhard Schröder zum Auftakt des Landtagswahlkampfes im Festzelt der Luise-Albertz-Halle · Auf ehemaligem Sterkrader Zechengelände wird Fünf-Zentner-Bombe entschärft – im Laufe des Jahres müssen dort noch weitere Blindgänger entschärft werden · ÖTV will beim Konzern Stadt mitbestimmen · Polizei: Innenstadt ist sicher · In der City von Alt-Oberhausen dreht sich das Mieter-Karussell · Feuerwehr rettet neun Menschen aus brennender Dachgeschosswohnung in Lirich · Künstler der Region zeigen im Schloss ihre Arbeiten · STOAG nimmt acht neue Busse mit Klimaanlage in Betrieb · RWO überrascht mit 1:0-Auswärtssieg beim späteren Bundesligaaufsteiger in Cottbus · Lkw verliert auf der BAB 42 tonnenschwere Blechbahnen · Gemeinnützige Wohnungsgenossenschaft Sterkrade blickt auf 75-jähriges Bestehen zurück · 80-jährige Frau stirbt bei Brand in Mietshaus an der oberen Marktstraße · Auswahlkommission sichtet 3000 Kurzfilme für die 46. Internationalen Kurzfilmtage · MAN GHH Borsig feiert Richtfest für neues Verwaltungsgebäude

März

Stadt macht mit bei Unicef-Aktion „Der geschenkte Tag“ · Workshop bringt viele Ideen für künftige Ausstellungen im Gasometer · 180 000 Fans feiern den Karnevalszug durch die Innenstadt · CDU fordert eine vierte Realschule in Oberhausen · Stadt präsentiert sich auf der Internationalen Tourismus-Börse in Berlin · „Tag der katholischen Jugendhilfe“ feiert Premiere · Babcock-Hauptversammlung: Auch mit U-Booten auf gutem Kurs · Grundstein für neues Behinderten-Wohnheim im Alsbachtal gelegt · Neue Reinigungsanlage der Gemeinschafts-Müllverbrennungsanlage für 45 Mio. DM eingeweiht · Russland-Kenner Klaus Bednarz zu Gast in der Stadtsparkasse · Stadtverwaltung erhält von Bürgern immer bessere Noten · Schillerschule wird erweitert · „Revier Löwen“ sichern sich mit 5:1 gegen die Essener Moskitos den Klassenerhalt in der Deutschen Eishockey-Liga · Im Grafenbusch entstehen acht neue Einfamilienhäuser · Lokale Agenda sucht Testhaushalte · Caritas feiert ihr 75-jähriges Bestehen · Verbraucher müssen tiefer in die Tasche greifen: Strom, Erdgas und Fernwärme werden teurer



„Power im Pott“: 750 Kinder und Jugendliche machen mit



Hohe Kunst: Die Shaolin-Mönche im TheatrO CentrO

April

Spatenstich für zentralen Betriebshof der Wirtschaftsbetriebe Oberhausen im Gewerbegebiet „Zum Eisenhammer“ · Kolpingfamilie Oberhausen-Zentral feiert 120-jähriges Bestehen · „Power im Pott“- Sozialaktion der katholischen Jugend: 750 Kinder und Jugendliche aus Oberhausen machen mit · Fehlbedarf von 337 Mio. DM: SPD trägt Etat 2000 allein · Amerikanisch-kanadische „Jim Pattison Group“ will als neuer Partner der Stadt das Seewasser-Aquarium bauen · Großer Andrang im TZU bei Job-Börse für neuen Arbeitsmarkt „Call-Center-Agent“ · Sonderausstellung im Rheinischen Industriemuseum präsentiert Rückblick auf Industriegeschichte und Visionen für das Ruhrgebiet · Joe Cocker gibt zweites Gastspiel in der Arena · Neue Arbeitskräfte sorgen für mehr Sicherheit und Service in den STOAG-Bussen · Fußballausstellung: Sepp Herbergers Opel Rekord trifft am Gasometer ein · Schacht I der früheren Zeche Hibernia stürzt ein, niemand verletzt · Republikaner werden in Oberhausen nicht zur Landtagswahl zugelassen · Wohnungsbrand: 74-jährige Frau stirbt in ihrem Bett · Bürger haben viele Ideen für Folgenutzung des OLGA-Geländes

Mai

46. Internationale Kurzfilmtage zeigen 460 kurze Filme und Videos im Lichtburg-Filmpalast · Zweite Fußball-Bundesliga: RWO bringt sich mit Erfolg über Hannover vorzeitig in Sicherheit, am Ende springt ein sehr guter 6. Platz heraus · 10 000 feiern „Tiger“ Tom Jones beim einzigen NRW-Gastspiel in der Arena · Früher Sommer lockt ins Freibad · Job-Börse in der „Turbinenhalle“ mit Popstars und vielen Unternehmen · DFB-Präsident Egidius Braun eröffnet Fußballausstellung „Der Ball ist rund“ im Gasometer · Richtkranz weht über dem Technischen Rathaus in Sterkrade · Bürger votieren: Landesgartenschau-Gelände soll „Olga-Park“ heißen · Landtagswahl Nordrhein-Westfalen in Oberhausen: FDP gewinnt, SPD obenauf, CDU verliert · Michael Groschek und Wolfgang Große Brömer (SPD) direkt gewählt · „Tagesthemen“-Moderator Ulrich Wickert 100. Referent der Reihe „Zu Gast in der Stadtparkasse Oberhausen“ · Berufsfeuerwehr hat Deutschlands modernste Leitzentrale · Ökomarkt auf dem Friedensplatz · Bero-Zentrum auf Expansionskurs · Chinesische Shaolin-Mönche begeistern im TheatrO CentrO · Gerhard Kleppinger wird neuer Trainer bei RWO und Nachfolger von „Aleks“ Ristic



Kunst im TZU-Park: Auch ein Dinosaurier war dabei

Juni

12. Winzerfest und 3. Matjes-Festival auf dem Friedensplatz · Gitarren-Gigant Carlos Santana begeistert 12 000 Fans in der Arena · Johanniter-Krankenhaus weiht neuen urologischen OP-Trakt für 20 Mio. DM ein · Großer Andrang beim „Mühlentag“ in der Baumeister-Mühle in Biefang · 25 Künstler präsentieren 130 Skulpturen und Objekte am Technologiezentrum Umweltschutz · Volksfeststimmung beim 50. Radrennen um den Großen Preis der Möbelstadt Rück · Circus Flic Flac präsentiert „Reine Nervensache“ im Gewerbepark „Am Kaisergarten“ · Fraunhofer-Institut „Umsicht“ feiert zehnjähriges Bestehen · Neuer Wohnmobil-Stellplatz am Kaisergarten · Sterkrader Fronleichnamskirmes so groß wie noch nie · Denkmalpfleger tagen im Rheinischen Industriemuseum · Hanna Schroer geht nach 27 Jahren als Schulleiterin des Bertha-von-Suttner-Gymnasiums in den Ruhestand · Motorradfahrer stirbt nach Sturz auf der A 3 · Wechsel in der Chefetage des Amtsgerichts: Berthold Bendorf kommt für Norbert Kassen · Drogenbande ausgehoben: Polizei nimmt Osterfelder Brüderpaar fest · Beschluss: Kampfhunde nur noch mit Leine und Maulkorb



Die Stadt trauert: Heinz Schleußer (2.v.r.) ist tot

Juli

Argentinischer Tenor José Cura begeistert in der Arena · Gemeinnützige Wohnungsbau eG (GEWO) baut an der Bergstraße neues Dienstleistungsgebäude für 4,8 Mio. DM · Schmieriger Staubniederschlag beunruhigt Liricher Bürger · Heinz Schleußer verstirbt im Alter von nur 64 Jahren · Bundespräsident Johannes Rau und NRW-Ministerpräsident Wolfgang Clement führen bei der Beisetzung die Reihe der 800 Trauergäste in Klosterhardt an · Stadt erneuert 21 Schulhöfe unter ökologischen Gesichtspunkten · Auf dem Dach des Gasometers gibt sich erstmals ein Brautpaar das Ja-Wort · Altenwohnungen: Stadt sieht Nachholbedarf · „Hochtief Umwelt“ beginnt mit den Abrissarbeiten des alten Stahlwerks Ost · Zwei Tote und drei Verletzte bei schwerem Verkehrsunfall auf der A 516 · OTHC gewinnt in der 2. Tennis-Bundesliga das Auftaktmatch in Aachen - am Ende wird der Aufstieg nur knapp verpasst · 50 Jahre Bürgerring Alstaden · Bauboom im neuen Gewerbepark „Am Kaisergarten“ · Firma Carat baut in Königshardt 103 Einfamilienhäuser



„Multi 2000“: Bunte Luftballons für Frieden und Verständnis

August

Mehr als 200 junge Leute aus 14 Nationen nehmen in Oberhausen zehn Tage lang an der Jugendbegegnung „Multi 2000“ teil · Im GartenDOM auf dem Landesgartenschau-Gelände wird die umstrittene, aber erfolgreiche Ausstellung „Körperwelten – Die Faszination des Echten“ gezeigt · Oberhausener Feuerwehrmann Heiko Stokloßa wird beim dreifachen Iron-Man in Lensahn/Schleswig-Holstein Weltmeister · 20.000 Besucher beim Parkfest 2000 auf dem Olga-Gelände in Osterfeld · Bürgerring Alstaden feiert „50-jähriges“ mit Karel Gott · „Missfits“-Kabarett-Damen ziehen im Wellenbad Vonderort große Show ab · RWO gewinnt erstes Heimspiel der neuen Saison gegen Bundesligaabsteiger MSV Duisburg mit 1:0 · Stadt will im Kampf gegen rechtsradikale Tendenzen Flagge zeigen · „Tag der offenen Tür“ der Berufsfeuerwehr diesmal im Centro · Amerikanisch-kanadische „Jim Pattison Group“ gibt „grünes Licht“ für weitere Planung des Aquariums · Verkehrsplanung: Stadt will Grafenbusch von Autobahn abbilden



Klasse: Die 1. Kunstmeile in der Oberhausener City

September

Bürger wollen Kanalisationspläne im Hexbachtal verhindern · Snowboarder, Skater und Inliner beim großen Nokia-Event in der Neuen Mitte · 1. Bauabschnitt des Technischen Rathauses Sterkrade fertiggestellt · Auferstehungskirchengemeinde Osterfeld feiert 100 Jahre · Insolvenzverfahren für Frauenförderungsgesellschaft Frieda beantragt · Verwaltungsrat der Stadtparkasse wählt Karlheinz Merzig aus Kleve zum neuen Chef des Geldinstituts – Merzig wird Mitte 2001 die Nachfolge von Wolfgang Flesch antreten · Lebenshilfe weiht im Gewerbepark am Kaisergarten neue Werkstatt für psychisch Behinderte ein · 1. Kunstmeile in der Oberhausener City wird zum großartigen Happening · 4000 Grundschulkindern beim Ökumenischen Gottesdienst in der Arena · Ergebnis einer Emnid-Umfrage: Oberhausen Testsieger unter 15 deutschen Großstädten bei der Gestaltung des öffentlichen Verkehrsraumes · 18-jähriger Bogenschütze Christian Stubbe Oberhausens einziger Vertreter bei den Olympischen Spielen in Sydney · Staatsakt für verstorbenen Ex-Finanzminister Heinz Schleußer im Theater · Ticono GmbH weiht in Holten neue Produktionsanlage für den Kunststoff Topas ein · Zehn Jahre Städtepartnerschaft zwischen Oberhausen und Freital in Sachsen



Wieder eröffnet: Die „gute Stube“ Oberhausens



Überraschend: RWO mischt in der Zweiten Liga oben mit

Oktober

SPD-Ratsfraktion gründet Initiative „Hilfe für Saporoshje“ · Circus Althoff gastiert im Gewerbepark Am Kaisergarten · Luise-Albertz-Halle nach Umbau mit zwei „Tagen der offenen Tür“ wieder eröffnet · Concordia-Haus nach Sanierung in neuem Glanz · „Circo do Brasil“ am CentrO · Englische Fünf-Zentner-Bombe an der Graßhofstraße entschärft · Eduard Kleinöder, Bundesverdienstkreuzträger und Mitbegründer des Deutschen Roten Kreuzes in Oberhausen, verstirbt im Alter von 101 Jahren · Brandanschlag auf Asylbewerber-Wohnheim in Schmachten-dorf löst Betroffenheit aus · Größter Binnenschiffkran Europas baut Brücke über Rhein-Herne-Kanal ab · Neuer Radweg auf alter Bahntrasse vom Landschaftspark Duisburg bis zum Gasometer fertiggestellt · Zwei junge Menschen verunglücken tödlich mit ihrem Pkw auf der Buschhausener Straße · „Kinderfilmtage im Ruhrgebiet“ auch im Oberhausener Filmpalast „Lichtburg“ · Ausgebrannter Autokran sorgt für Riesenstau auf den Autobahnen rund um Oberhausen · Stadt kauft die Ausstellung „Roboter-Eier“ von der Expo in Hannover für ihren „Zukunftspark O.Vision“

November

Mangelnde Auslastung: Musical „Tabaluga & Lilli“ gerät in unruhiges Fahrwasser - Stadt beschließt Rettungsaktion und Erwerb des Gebäudes durch die TZU Management GmbH · Fußballeausstellung im Gasometer beendet: 215 000 sahen „Der Ball ist rund“ · Eishockey: Revier Löwen siegen gegen Tabellenzweiten Krefelder Pinguine · Stadt präsentiert sich jetzt auch mit Bürgerservice im Internet · Städtische Kulturbereiche sollen in gemeinnützige Gesellschaften umgewandelt werden · Neun-Loch-Golfanlage auf dem Gelände der ehemaligen Zeche Jacobi eröffnet · „Klein, aber fein“ - der neue Oberhausener Weihnachtsmarkt erstmals auf dem Altmarkt · MAN GHH Borsig bezieht neue Hauptverwaltung auf dem Gelände des Werkes III · RWO nach 1:0-Sieg über Mainz in der Zweiten Liga vorübergehend auf Aufstiegsplatz · Neuer „ICE International“ von Köln nach Amsterdam hält auch in Oberhausen · Städtischer Haushalt für 2001 weist Gesamtdefizit von 450 Mio. DM aus · Rheinisches Industriemuseum eröffnet Ausstellung „Stahlwerk“ für Kinder · Richtfest für 180 neue Eigentumswohnungen in Alstaden



von links: Dr. Jürgen Jakfeld, Sparkassendirektor; Ulrich Wickert, Erster Moderator der „Tagesthemen“ Hamburg; Wolfgang Flesch, Sparkassendirektor (am 15.5.2000 - 100. Vortrag)

SPARKASSE

Von „Schalke 05“ bis zum Wetter

*Rückblick auf die Reihe
„Zu Gast bei der Stadt-
sparkasse Oberhausen“
anlässlich des 100. Vortrages*

Mit einem Rückblick auf 99 Veranstaltungen „Zu Gast bei der Stadtparkasse Oberhausen“ intonierte Sparkassenchef Wolfgang Flesch gewissermaßen eine Ouvertüre zum Jubiläum, bevor Ulrich Wickert als 100. Gast referierte.

99 mal ist gestritten und gelacht, informiert und unterhalten worden. Die Stadtparkasse kann stolz sein auf eine Reihe, zu deren Erfolg die Gäste nicht weniger beigetragen haben als die Vielfalt der Referentinnen und Referenten. Die Rückschau sollte man nicht Bilanz nennen, „obgleich sich diese Bezeichnung in einem Institut wie dem unseren ja anbieten würde“.

22 Jahre sind es her, seit am 11. Dezember 1978 mit Friedrich Nowotny zur Premiere ebenfalls einer der profiliertesten Köpfe des „politischen Fernsehens“ zu Gast gewesen ist. Es folgten Hauptdarsteller/innen aus Wissenschaft und Kultur, Literaten und Mediziner, Techniker und Weltenbummler, Wirtschaftsgrößen, Korrespondenten aus vielen Stand-



von links: Wolfgang Flesch, Sparkassendirektor; Elmar Oertel, Sparkassendirektor; Prof. Dr. rer. pol. Hans Apel, Bundesminister a.D.; Dr. Jürgen Jakfeld, Sparkassendirektor; Heinz Schleißer, ehemaliger NRW-Finanzminister, in diesem Jahr verstorben; Friedhelm van den Mond, Altbürgermeister (17.3.1994 - 75. Vortrag)



von links: Elmar Oertel, Prof. Dr. med. Julius Hackethal (12.7.1990)



von links: Dr. Jürgen Jakfeld, Elmar Oertel, Uli Hoeneß, Manager des FC Bayern München; Hermann Schulz, Präsident von RW Oberhausen; Wolfgang Flesch, (8.3.1999)



Helmut Markwort, Chefredakteur und Geschäftsführer FOCUS (15.7.1997)



*Professor Dr. Rita Süßmuth, Präsidentin
des Deutschen Bundestages (11.10.1996)*

orten in dieser Welt, prominente Sportler, Polarforscher und Politiker.

Darüber hinaus sind einige Namen aus der Geschichte der Veranstaltungsreihe zu nennen, ohne damit eine Wertung vorzunehmen. Aber wir erinnern uns etwa an Carmen Thomas, die seinerzeit die damalige Kassenhalle aus den Nähten platzen ließ. Die Legende des WDR-Ü-Wagens, die bei ihrem kurzen Gastspiel in die Welt der Sportmoderation mit der Bemerkung von „Schalke 05“ fast televisionäre Unsterblichkeit erlangte, hat ebenso herzerfrischend wie respektlos aus ihrem Erfahrungsschatz hinter den Kulissen von Funk und Fernsehen geplaudert.

Zu erwähnen ist aber auch der verstorbene „Guru“ der internationalen Börse: Wer hätte sich damals, vor 15 Jahren, erträumt, dass dieses ebenso hektische wie schwierige Geschäft fast kabarettistisch erhellt werden könnte. André Kostolany schaffte dieses auf die eben eigene „charmante Art“.

Auch die Veranstaltung mit Gerd Ruge kommt ins Gedächtnis. Er hat seine herausragenden Russland-Kenntnisse gleich zweimal vermittelt und allen Gästen mit seinem Markenzeichen, „dem unvergleichlichen Nuscheln“, höchste Konzentration abverlangt.

Gern erinnert man sich an Prof. Julius Hackethal, den ebenso streitbaren wie umstrittenen Medizin-

mann, der seinen Vortrag zum „Volksschädling Osteoporose“ erwartungsgemäß dazu nutzte, zu unser aller Vergnügen, der Schulmedizin mal wieder „die Leviten zu lesen“.

Als „reif für die Kabarettbühne“ waren dann die „substantiell aufregenden Äußerungen“ des damaligen RTL-Geschäftsführers Dr. Helmut Thoma zur Zukunft der Medien im digitalen Zeitalter. 5 Jahre ist das her – angesichts der rasanten Entwicklung der Mediengesellschaft beinahe eine Ewigkeit. Mit Blick auf die Realität heute bewies Thoma damals wahre prophetische Gaben.

Dass Sparkassendirektor Wolfgang Flesch in der illustren Reihe der „99“ anlässlich des „100. Vortrages“ zuletzt Jörg Kachelmann „den Meister der hinterwitzigen, leider nicht immer zutreffenden Wetterkarte“ nannte, war nicht unbedingt ein Zufall.

Denn der Jubiläumsreferent Ulrich Wickert war zwar zuerst aufgrund seiner ebenso geschliffenen wie ironischen Moderation der Tagesthemen zu einem der beliebtesten deutschen Fernsehjournalisten geworden. Aber auch zwei Worte von ihm werden in die TV-Geschichte eingehen: „Das Wetter“.

Die Jugendbegegnung „Multi 2000“, zu der sich im Sommer des Jahres 2000 mehr als 200 junge Menschen aus 14 Nationen in Oberhausen trafen, war ein gutes Beispiel, wie die Stadt Oberhausen gegen Ausländerfeindlichkeit Stellung beziehen kann. „Gesicht zeigen“ gegen Rechts ist auch künftig wichtiger denn je. Das Treffen der Jugendlichen aus aller Welt ist ebenso ein Thema im neuen Oberhausener Jahrbuch wie das dunkle Kapitel Zwangsarbeit in Oberhausen.

Im inzwischen 18. Band dieser Reihe berichten Journalisten außerdem über den Startschuss für den Zukunftspark O.Vision, das Fraunhofer-Institut Umsicht, die Arbeit der Aktion Friedensdorf in Angola und die neue Luise-Albertz-Halle. Im Portrait diesmal Klaus Weise, Intendant des Theaters Oberhausen.



Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen